









BEITRÄGE ZUR VORGESCHICHTE DER EINHEIT ITALIENS

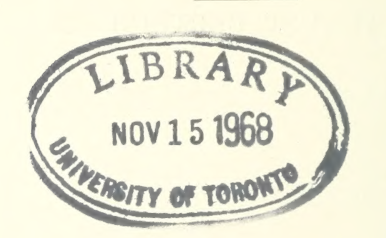
NACH ZEITGENÖSSISCHEN AUFZEICHNUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

AUGUST BERTUCH

HALLE A. S.
VERLAG VON MAX NIEMEYER
1909


LIBRARY
NOV 15 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.



Vorwort.

Mein Vater, Friedrich Bertuch, war der Sohn eines dem weimarischen Zweige unserer Familie angehörenden, kinderreichen Pastors ländlicher Gemeinde in der Nähe von Frankfurt a. M. Des Knaben Lernjahre fielen in die Zeit der napoleonischen Kriege. Die einander überstürzenden, welterschütternden Ereignisse und die, besonders in der Main- und Taunusgegend, fast ununterbrochenen Durchmärsche und Einquartierungen von Freund und Feind „drängten ruhige Bildung zurück.“ Dem Pfarrerssohn aber hat, dem zum Trotz, des Schicksals Gunst eine vorzügliche Erziehung zu teil werden lassen. Neben der väterlichen, sehr nachdrücklich betriebenen altsprachlichen Unterweisung, lief in dem dem Pfarrhause benachbarten und befreundeten Grafenschlosse, mit den beiden annähernd gleichaltrigen Söhnen des Schloſsherrn, ein sorgfältiger Unterricht in den Realien, Fremdsprachen und ritterlichen Künsten.

Als die drei Jünglinge ihrer Vorbereitung zur Universität nahe gerückt waren, traten im Gesundheitszustande meines Groſsvaters — der, beiläufig erwähnt, im Jahre 1817 den einunddreiſsigjährigen Löb Baruch, von da an Ludwig Börne, getauft hat — so bedenkliche Änderungen ein, daſs mit der Möglichkeit baldiger Auflösung gerechnet werden muſste. Da galt

es für den Sohn, dem Traum des Studiums zu entsagen um, eintretenden Falls, tunlichst bald imstande zu sein, für Mutter und fünf Schwestern zu sorgen. Zeitliches Gut war nicht sein Erbe, wohl aber eine ihm stets gebliebene sonnige Natur, die mühe- und absichtlos, schon beim ersten Begegnen, die Menschen für sich einnahm, dazu ein gestählter Körper und eine tüchtige Grundlage sittlicher und wissenschaftlicher Bildung. Freunde in Frankfurt vermittelten ihm, nach abgekürzter Lehrzeit in einem Bankhause, eine Stelle in einer grofsen schweizerischen Stoffdruckerei. Sein offenes und männliches Wesen erwarb ihm rasch das Vertrauen der Geschäftsinhaber, trefflicher Männer, deren er zeitlebens in Anhänglichkeit und Verehrung gedacht hat.

Nach bald bewerkstelligter technischer Einarbeitung und nach einigen befriedigenden italienischen Versuchsreisen, wurde er, als beteiligter Bevollmächtigter, mit der Vertretung der Fabrik in Italien betraut. Von Rom aus besuchte er, sieben Jahre lang, regelmäfsig alle grofsen und kleinen Städte der Halbinsel und lernte Land und Leute gründlich kennen.

In Rom wurde er, durch den ihm sehr wohlgesinnten preufsischen Gesandten v. Niebuhr, in die zu jener Zeit berühmte *Taverna del Tevere* eingeführt, woselbst die Künstler aller Länder, namentlich aber die deutschen, unter dem Vorsitz Thorwaldsens und des damals schon „der Alte“ genannten Malers Reinhart (geb. Hof 1761, gest. Rom 1847) allabendlich tagten. Hier schlofs mein Vater zahlreiche, sein ganzes Leben erhellende Freundschaften, unter andern auch mit dem später nach Venedig übergesiedelten, geschätzten deutschen Maler Fritz Nerly, dessen ich mich, als eines bei grofs und klein sehr

beliebten, stets humorvollen Gastes meines Elternhauses, noch wohl entsinne.

Auch Leopold Robert gehörte zu den in Rom gewonnenen Freunden. Mein Vater und Nerly waren die ersten, die auf die Schreckensnachricht von Roberts Selbstmord (1835) in sein Atelier eilten. Durch sie wurden die Verwandten in der Schweiz benachrichtigt und die Beerdigung angeordnet.

Auf den folgenden Blättern wird mein Vater selbst erzählen, warum er Venedig zu dauernder Niederlassung wählte. Dort wurde ein wackerer junger Frankfurter, Karl Aubin, sein Teilhaber und treuer Freund und beider vereinten Tatkraft gelang es, die Firma Bertuch & Aubin bald und bleibend zu der in ihrem Geschäftszweig bedeutendsten des Platzes zu erheben.

Während Aubin, mehrmals jährlich, die Einkaufreisen nach Deutschland, Frankreich und England besorgte, pflegte mein Vater den Verkehr mit der italienischen Käuferschaft, und in den dreifsiger und vierziger Jahren war „*il Signor Federico*“ in Venedig eine allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit und ein besonders tätiges Mitglied der venezianischen Handelskammer.

Im gastfreien Hause meiner Eltern, dem besuchtesten der damaligen deutschen Kolonie, verkehrten gleich gerne die italienischen Freunde und Bekannten, die ansässigen und die durchreisenden deutschen Landsleute, viele an die Firma empfohlene Ausländer und — mit Auswahl — die in Venedig stehenden östreichischen[1]) Offiziere und Beamten. Nur mufste

[1]) Ich habe durchweg die Form Östreich, die in Deutschland jedermann spricht und fast niemand schreibt, beibehalten, anstatt der dreisilbigen

stets darauf Bedacht genommen werden, die zuerst und zuletzt genannten beiden Gruppen nicht gleichzeitig bei sich zu sehen.

Mein Vater hat Italien, als zweite Heimat, liebgewonnen, ohne darum weniger, zu allen Zeiten ein treuer Deutscher zu sein und zu bleiben. An den Schicksalen und an den gerade während seines langjährigen Verweilens in ihrem schönen Lande argen Nöten der Italiener, hat er lebhaften Anteil genommen, und seine Erinnerungen daran, mehrere Jahre nach seiner Heimkehr nach Deutschland, niedergeschrieben. Dabei kam seinen kurzen Tagebuchnotizen ein vorzügliches, ihm bis zum letzten Lebenstage treu gebliebenes Gedächtnis zu hülfe. Die ganz von seiner Hand geschriebenen Berichte und Schilderungen waren von ihm nur für den Familien- und engsten Freundeskreis bestimmt. Es findet sich aber darin des allgemein Bemerkenswerten so viel, dafs ich schon seit lange den Wunsch hege, damit einen gröfseren Leserkreis bekannt zu machen. Ich habe dafür zugewartet, bis eine ganze Reihe von Jahrzehnten über die beschriebenen Begebenheiten dahingegangen war. Nun aber, da auch auf meinem Wege die Schatten lang werden, sei's getan, derweil es noch Tag ist.

Für die Herausgabe habe ich mich darauf beschränkt, alles rein häusliche und persönliche auszuscheiden, den in der Handschrift ununterbrochenen Fortgang der Erzählung in drei

Schreibung Österreich, für die das umgekehrte der Fall ist. Beide Schreibarten besitzen gleich gutes deutsches Bürgerrecht, seitdem Schiller in der Wallenstein-Trilogie und im Tell die zweisilbige überall da angewendet hat, wo Rhythmus und Versmafs es geboten. Sie hat den doppelten Vorzug der Kürze und der Mundgerechtheit.

Kapitel zu gliedern und, des geschichtlichen Abschlusses halber, einen kurzen Anhang beizufügen. Im übrigen lasse ich meinen Vater mit seinen eigenen Worten erzählen und habe auch die Gegenwartsform, überall wo sie sich im Original findet, beibehalten. Nur wolle der Leser hierüber nicht vergessen, daſs alles berichtete in die zwanziger bis vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückreicht und daſs auch die Niederschrift im Beginn der sechziger Jahre, also zu einer Zeit geschah, in der Deutschland noch durch Kleinstaaterei zerrissen und ohnmächtig, Venetien noch östreichisch und Rom noch päpstlich war. Zu einer Zeit, in der Östreich, zum Schaden unserer Einheit, zu gewollter Verhinderung unserer Machtmöglichkeit, und zur zornigen Bekümmernis aller wahrhaft vaterländisch gesinnten Deutschen, vor allen unseres Bismarck, im Frankfurter Bundestag das groſse Wort führte. Zu einer Zeit endlich, in der 36 deutsche Vaterländer, in ihrer Mehrheit stets nach Wien schielend, mit Ausnahme Preuſsens, ihr möglichstes zur Hintanhaltung deutscher Einheit taten. Daher denn auch die in meines Vaters Aufzeichnungen immer wiederkehrende und durch Beispiele belegte Klage und Entrüstung über die Schutzlosigkeit der Deutschen im Auslande. Die nur allzu zahlreichen Gesandten und Konsuln deutscher Staaten und Stäätchen mochten es persönlich noch so gut mit ihren — dem Namen nach — Schutzbefohlenen meinen. Aber sie muſsten sich wohl hüten, für sie Beschwerden zu erheben, weil ihre Regierungen weder den Willen noch die Macht hatten, ihnen Nachdruck zu verleihen. Das alles ist längst von Grund aus anders und besser geworden, und darum kann sich von den gelegentlich sehr freimütigen Urteilen über Zu-

stände, Behörden und Personen aus dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts heute niemand mehr verletzt fühlen. Das ehemalige, Metternich-Schwarzenbergische, Deutschland feindlich gesinnt gewesene Östreich ist seit einem Menschenalter unser treuester Freund und Bundesgenosse. Der Deutsche in der Fremde ist beschützt, so sicher und selbstverständlich, dafs das heutige Geschlecht schon kaum mehr weifs, wie gut es ihm, im Vergleich mit dem, was vor 1866 war, geworden ist und wie unvergänglichen Dank es dem starken Schmiede unserer Reichseinheit schuldet.

Es war meinem Vater noch vergönnt, den wundervollen Zusammenschlufs von Nord und Süd des Vaterlandes, als erste Folge der französischen Kriegserklärung, die deutschen Siege und — als Krönung seiner Wünsche — den Einzug der Italiener in Rom, mitzuerleben. Allabendlich in jener grofsen Zeit, und noch am Vorabend seines am 2. Dezember 1870 durch einen Lungenschlag herbeigeführten plötzlichen Todes, hat er, von Zeitungen und Kriegskarten umgeben, in unserm friedlichen Wohnzimmer in Hottingen bei Zürich, voll jugendlichen Eifers, mit mir den Vormarsch der deutschen Heere verfolgt.

FRIEDRICH BERTUCH.

Beiträge zur Vorgeschichte der Befreiung und Einheit Italiens.



Italienische Zustände vor der Befreiung.

Ich habe dreifsig Jahre — von 1820 bis 1850 — in Italien gelebt und während dieser Zeit fünf Päpste am Steuer Petri gesehen: Pius VII, Leo XII, Pius VIII, Gregor XVI und Pius IX.

Pius VII (Chiaramonte aus Cesena, 1800—1823)

ist ein wohlwollender Mann gewesen. Sein Charakter und seine Schicksale weisen manche Ähnlichkeit mit Pius IX auf. Wie dieser, war Kardinal Chiaramonte, vor seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl, Gelehrter und Philosoph. Hätte sein Pontifikat in Ruhe und ohne die denkwürdigen und langjährigen Drangsale von seiten Napoleons verlaufen können, so würde er als einer der besten Päpste und Menschen vor uns stehen. Durch die erlittenen Verfolgungen, die schon damals das Ende des Papsttums herbeizuführen schienen, erbittert, warf auch er sich wieder völlig in die Hände der Jesuiten. Ihr Orden, von dem grofsen Ganganelli (Clemens XIV, 1769—74) 1773 aufgehoben, wurde durch Pius VII als „besten Steuerer des Schiffs der Kirche im Sturm" wieder hergestellt. Seine Regierungszeit bleibt eine der merk-

würdigsten, er selbst aber nimmt als Mensch und auch als Herrscher — insofern letzteres von Päpsten gesagt werden kann — eine im Guten ausgezeichnete Stelle ein, was nicht von zehn unter hundert seiner Amtsvorgänger der Fall ist. Aufs kräftigste von seinem Staatssekretär, Kardinal Consalvi, unterstützt, bestrebte er sich von Anbeginn, die durch seinen unmittelbaren Vorgänger, Pius VI, aufs furchtbarste zerrütteten Finanzen wieder herzustellen und gutes Regiment zu führen. Aber in seinen Zeiten waren dies Aufgaben über menschliche Kraft.

Sein Nachfolger

Leo XII, (Hannibal della Genga, 1823—29),

ihm in jeder Hinsicht unähnlich, ist stets ein starrer Verfechter des Geistes römischer Kurie gewesen. Seine Unduldsamkeit überschritt alles Mafs und lastete besonders schwer auf den armen Juden seiner Staaten und namentlich der Stadt Rom. Die alte Taktik der Päpste, in ihren Geldnöten die Juden mit Verfolgungen zu bedrohen, von welchen sie sich dann loskaufen mufsten, stand unter Leo XII in höchster Blüte. Die Juden, die unter Pius VII sich beliebig weit aufserhalb des Ghetto niederlassen durften, wurden durch einen der ersten Regierungsakte des neuen Statthalters Christi wieder in ihre, zur Nachtzeit abgeschlossenen, verpesteten Gäfschen zurückgedrängt und erlagen dort in dreifach erhöhter Sterblichkeit dem Mangel an Licht und Luft. Infolge dieser und unzähliger sonstigen, stets von einem Augenblick zum andern über sie verhängten Bedrückungen, die sie unter beständigem Zittern und Zagen hielten, wanderten viele jüdische Familien, und

zumal die wohlhabenden, nach Florenz oder Livorno aus, wo für sie, unter dem vergleichsweise milden Zepter des damaligen Großherzogs von Toskana, ein menschenwürdiges Dasein möglich war und wo viele von ihnen noch heute zu den angesehensten Firmen der Handelswelt gehören.

In der Schweiz und in Deutschland, wo Kardinal Della Genga als Nuntius fungiert hatte, war sein unsittlicher Wandel ein stetes Ärgernis gewesen. Ein anderes Bild bot er als alter Mann und als heiliger Vater, nach dem Sprichwort: Lorsque le diable fut vieux, il se fit moine.

Zur Verzweiflung der schönen Römerinnen mischte er sich gar in die Angelegenheiten ihrer Kleidung. Er erließ Vorschriften, über die er seine Gendarmen zu Wächtern bestellte, und nach welchen weder auf der Straße noch in der Kirche ein schönes, junges weibliches Wesen von einem alten, verwelkten zu unterscheiden war. Ein Maler der Zeit hat das betreffende Dekret durch eine Skizze illustriert, die man eines Morgens an den Straßenecken Roms angeheftet fand. Es waren darauf zwei Frauengestalten dargestellt, die Eine beinahe in naturalibus puris und in frechster Geberde mit der Unterschrift „Sic placuit Hannibali“ (des Papstes Taufname). Die andere, in einer Art von langem, faltenreichen Bußgewand, gebeugt und dicht verschleiert, war mit den Worten „Sic placet Leoni“ unterschrieben.

Bei Leos Tode, der, wie alle Begebenheiten in Italien, poetische Ergüsse in Menge entstehen ließ, wurde eine Unzahl von Spott- und Schand-Gedichten verbreitet. Hier sei, als Beispiel, nur eines derselben gedacht, das mit den Worten begann: „*Non più ruggisce il Leone, ed ora le altre bestie sono*

in moto[1]) und in Anspielung auf des Papstes Todesart, die man einer unnennbaren Krankheit zuschrieb, so schloſs: „*E la morte lo colse lì, dove nacque il peccato.*"[2])

Nach ihm bestieg die *Santa Sede*

Pius VIII (Castiglione, 1829—31),

ein lebensmüder, Gebete murmelnder Greis, der, wie es damals hieſs und wie es des öftern geschehen ist, nur darum aus der Urne des heiligen Geistes hervorging, weil die Kardinäle sich über einen andern nicht einigen konnten. Von ihm hat die Geschichte nichts zu melden; desto mehr aber von seinem Nachfolger

Gregor XVI (Capellari, 1831—46).

Es kann kaum bezweifelt werden, daſs dieser finstere Kamaldulensermönch, der — aus Belluno in östr. Venetien gebürtig — eine Reihe von Jahren Prior des Kamaldulenserklosters auf der Insel San Cristoforo di Murano in der Lagune Venedigs gewesen war, sich den Namen Gregor aus Seelenverwandtschaft mit dem siebenten Papste desselben Namens beigelegt habe. Wenn es die Zeiten noch gestattet hätten, würde Gregor XVI ein ganzer Hildebrand im Bannen und Fluchen, in Morden und Verbrennen gewesen sein. Aber so weit es in unsern Tagen noch irgend möglich war, — und dessen war mehr, als mancher geglaubt hätte — wurde die alte Ketzerhetze wieder frisch aufgenommen. Allenthalben

[1]) Nicht mehr brüllt der Leu, und nun rühren sich die andern Bestien (nämlich im Conclave).

[2]) Und der Tod ergriff ihn da, wo die Sünde entstanden war.

entbrannten seine Fehden und Aufstachelungen, und vieler Orten wurde das für unmöglich gehaltene zum Ereignis. Östreichs und Bayerns gar nicht zu gedenken, die ja, wo sie nicht durchaus anders müssen, noch immer auf ihrem Standpunkt vom dreifsigjährigen Kriege stehen.

Aber es ist dafür gesorgt, dafs die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und das wenigstens sollten die Verfechter der römischen Hierarchie schliefslich begriffen haben, dafs gerade da, wo das Papsttum in unsern Tagen die gröfsten Anstrengungen macht und seine absurden Triumphe zu feiern gedenkt, es in der Regel nur Niederlagen erleidet. Man erinnere sich nur an den Sonderbundskrieg in der Schweiz, an den heiligen Rock von Trier, man sehe die Vorgänge in Baden und Württemberg als Ergebnisse der öffentlichen Meinung und des Volkswillens.

Die letzten Lebensjahre Gregors XVI sind ihm durch die immer schwieriger gewordenen Zustände im Kirchenstaat vollends verbittert worden. Besonders waren es die kräftigen und leidenschaftlichen Romagnolen, die ihm durch ununterbrochenes Auflehnen gegen die verhafste Pfaffenregierung und durch offene Rebellion zu schaffen machten und den alten Despoten zu Gegenmafsregeln äufserster Strenge veranlafsten. In den meisten Städten der „Legationen“ — d. h. Provinzen des Kirchenstaates — waren Untersuchungsgerichte gegen politische Vergehen niedergesetzt worden. Sie walteten ihres Amtes mit alle der Gehässigkeit, die stets jeder Reaktion und Mifsregierung um so mehr eigen ist, je mehr sie den Boden unter den Füfsen verliert. Östreichische Generäle, Büttel des Papstes, liefsen hängen und erschiefsen nach

Herzenslust, die Kerker des Kirchenstaates waren überfüllt und kaum gab es noch Familien in der Romagna, die nicht eines und oft mehrere ihrer Mitglieder zu solchen Strafen, zur Proskription oder mindestens zur Selbstverbannung hatten hergeben müssen.

Kardinal Mastai, der spätere Pius IX,

damals Bischof von Imola, war dem regierenden Papste schon immer wegen seines schonenden und milden Verfahrens gegen politisch Verdächtige ein Anstofs gewesen und hat sich durch Ungehorsam während der Verfolgungsjahre 1844—46 den Hafs seines Herrn und die Liebe seines Verwaltungskreises erworben. Gar manchen hat er damals gerettet, gegen den er den Haftbefehl schon in Händen hatte, indem er ihm Luftveränderung anriet und oft selbst die Mittel zur Flucht hergab. Er wurde schliefslich als Carbonaro denunziert, seine beiden Brüder, die Grafen Gabriele und Giuseppe Mastai standen bereits vor der Untersuchungs-Kommission in Ancona und wer weifs, welches ihr Schicksal und das des widerspenstigen Kardinals selbst gewesen sein würde, wenn nicht der Tod Gregors ihren Nöten ein Ende gemacht und den Bischof von Imola auf den Bischofstuhl Petri erhoben hätte.

Die Gegenbestrebungen Östreichs, Spaniens und anderer katholischen Mächte sollten bei dieser Papstwahl das „zu spät!" erfahren. Der Unwille des ganzen Kirchenstaates, die Furcht im heiligen Kollegium und nicht zum wenigsten der Einflufs mehrerer Kardinäle, die durch das Übermafs der zu Grabe gegangenen Mifsregierung vorübergehend in Revolutionsmänner verwandelt worden waren — an ihrer Spitze der feurige,

obgleich achtzigjährige Kapuzinergeneral Kardinal Micara — hatten den heiligen Geist im Sturm und ehe man noch recht zur Besinnung gekommen war, gezwungen, sich auf die Tonsur des Kardinals Grafen Giovanni Maria Mastai-Ferretti aus Sinigallia niederzulassen und es ist wohl nie ein „habemus papam“ mit so allgemeinem Jubel und Enthusiasmus aufgenommen worden, wie die Wahl des Kardinals Mastai, der sich den Namen Pius IX beilegte.

Was ist nun dieser Neunte Pius? Bis heute ein ungelöstes Rätsel, aber im Grunde gewiſs eine edlere Natur, wenn er auch nach 1848 wieder ganz in die Fuſsstapfen seines Vorgängers eingelenkt und das Verdammungsurteil der Mitwelt bereits über ihn und seinen ihm beigegebenen Staatssekretär Antonelli — der, wie Glaubwürdige versicherten, einer Familie von Briganten entsprossen sein soll — ergangen ist. So viel muſs als feststehend angenommen werden, daſs das Walten dieses Papstes vom Tage seiner Erhöhung an bis zu dem Umsturz von 1849, der freie, ungeheuchelte Ausfluſs seines innersten Wesens war und daſs, wenn man sein späteres Gebaren betrachtet, es kaum eine andere Lösung gibt, als daſs Pius IX, ein Gefangener auf dem Throne, zum unterschreibenden Automaten in den Händen der Jesuiten und ihrer geistlichen und weltlichen Verbündeten, d. h. des Kardinals-Kollegiums und Östreichs, geworden ist.

Wer kann hineinschauen in diese Abgründe? Wer kann wissen, welche Zwangsmittel jenen Gewalten zu Gebote stehen und ob es überhaupt eine Grenze gibt, an der sie vor dem Grundsatze „der Zweck heiligt die Mittel“ zurückschaudern.

Wer 1846 im Kirchenstaate gewesen ist, für den ist die eigenste Entschliefsung der ersten Schritte dieses Papstes über allen Zweifel erhaben. Seine in Angriff genommenen Reformen an Haupt und Gliedern in Kirche und Staat, die Herbeiziehung der besten unter den Laien zur Regierung, der Übergang zu verfassungsmäfsigen Formen und vor allem seine grofse und ausnahmslose Amnestie,[1] die so viele zu Glücklichen aufrichtete, als Familien im Kirchenstaate leben, tragen sämtlich das Gepräge einer grofsen, edlen Seele und machten diesen Papst zu einem wahren Ebenbilde Christi, der die Beleidiger überwand, durch die Macht des Vergebens.

Und jetzt!

An Pio Nono hat sich abermals das römische Sprichwort bewahrheitet, dafs der ehrliche Mann auf Petri Stuhl es nur vorübergehend sein kann. Er mufs entweder sterben, wie Ganganelli (22. Sept. 1774 an Gift) oder umkehren wie Galilei, nur wird die Welt nie das „*eppur si muove*" eines Papstes vernehmen, selbst wenn er es sprechen sollte.

Welchen Geistes indessen ein Papst persönlich sein möge, so werden doch Verwaltung, Polizei und Rechtspflege im Kirchenstaate nimmermehr auch nur den bescheidensten Anforderungen entsprechen, noch für die Untertanen erträglich sein können. Bis in die ersten Jahre des XIX Jahrhunderts und bevor die Einflüsse der französischen Revolution auch in Italien fühlbar wurden, ist es wohl hauptsächlich der der

[1]) Die aus den vielen und harten Gefängnissen und aus der Verbannung Heimkehrenden hatten nicht den altgewohnten römischen Revers „bei der Madonna und allen Heiligen" zu unterschreiben, sondern einfach auf Ehrenwort Treue und Ergebenheit zu geloben.

Papstwürde beigelegte Charakter der Heiligkeit gewesen, der das systematisch verdummte römische Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten vermochte. Seitdem aber hat dieser Heiligenschein gewaltig Not gelitten und als nun vollends Östreich sich zum Vormund und Schirmherrn der italienischen Regierungen aufgeworfen hatte, mufste nach und nach alle Ehrfurcht vor dem heiligen Vater schwinden. Und schliefslich wurde das Pfaffenregiment in keinem Lande der Erde so verachtet und verabscheut wie im Kirchenstaate. — Pfaffenregiment! Mit diesem einen Wort ist Alles gesagt. Selbst wo man hie und da den guten Willen eines Papstes voraussetzen durfte: Wie kann von Menschen, die zumeist bis in ihr hohes Lebensalter nur kanonisches Recht und mittelalterliche Scholastik, ja oft gar blofs die Regel eines frommen Ordens kennen gelernt hatten — wie kann von solchen verlangt oder gehofft werden, dafs sie ein Land zu seinem Segen regieren?

Hierzu kommt die römische Tradition, gegen die kein Papst auf die Dauer etwas vermag. Mit den höheren kirchlichen Würden sind herkömmlich die höchsten weltlichen Ämter verbunden und so bekleidet oft ein Kardinal oder ein Monsignore mehrere sehr einträgliche Stellen im Finanz- und Verwaltungswesen und in der Rechtspflege. Diese Ämter, deren jedes vier- bis sechstausend Scudi jährlich einträgt, werden von ihrem Inhaber an seine Schützlinge, die in der Regel von der Aufgabe keine Ahnung haben, mit vier- bis sechshundert Scudi Gehalt übertragen und vom selben Tage an bekümmert sich Eminenz nicht mehr um den Geschäftsgang. Hieraus folgt, dafs solche Amtsverwalter, die von ihrem Hungersolde nicht leben können, ihre Stelle als melkende Kuh betrachten;

dafs in Rom für Geld alles und ohne dieses nichts erreicht werden kann; und dafs in Rechtssachen einzig die Frage entscheidet, ob Kläger oder Beklagter der reichere ist.

Und nun gar in den Provinzen! Hier führen die geistlichen Statthalter des Papstes als „*Delegati*“ ein Regiment, das nur mit dem türkischer Paschas verglichen werden kann und von dessen Urteilen ein Appell nach Rom undenkbar ist. Darum stirbt ein solcher Delegat stets als reicher Mann, wenn er auch nur wenige Jahre einer Provinz vorgestanden hat, darum gibt es, aufser ihnen, in dem herrlichen und reichen Kirchenstaate keine wohlhabenden Leute mehr, wie sie noch zu Pius VII Zeiten in Menge vorhanden waren.

Schönes, unglückliches Italien! So reich gesegnet und doch so arm! Herrliches Land, das der Appenninus teilt und das schönste Meer umspült, mit deiner mäfsigen, sparsamen und anmutigen Bevölkerung, die von der Natur so viel Poesie und Mutterwitz empfangen hat, als irgend ein anderes Volk der Erde! Was hast du verbrochen, dafs dir, das allen andern Ländern in Künsten und Wissenschaft vorangeleuchtet hat, jeder Fortschritt versagt bleiben sollte, dafs du systematisch wieder rückwärts geführt, wieder unwissend und geknechtet werden mufstest?

Was indessen das Papsttum und die kleinen Tyrannenwirtschaften nie ganz vermocht hatten, was den spanischen, deutschen und französischen Besitzergreifungen niemals völlig gelungen war, Italien von einem Ende zum andern arm zu machen und zur Verzweiflung zu bringen, das hat Östreich dadurch fertig gebracht, dafs es sich mit dem Papsttum verband und die übrigen Regierungen Italiens zu willenlosen

Vollziehern seiner Politik machte. Dadurch entstand nach und nach der trostlose Zustand, dafs jene Regierungen, die in letzter Instanz immer auf östreichische Bajonette zum Schutz ihrer Mifsverwaltung rechnen konnten, sich noch verhafster machten als Östreich selbst, indem sie sich grausamer als dieses und lichtscheuer als die Jesuiten geberdeten.

Als den Erzvater der von Östreich in Italien befolgten Politik ist allerdings Fürst Klemens Metternich zu betrachten, allein Metternich war ein kluger, klarer Kopf, der zwar sein Ziel, die allmähliche Einverleibung Italiens in Östreich, mit eiserner Beharrlichkeit verfolgte und jede Auflehnung, jeden Weheschrei in Ketten und Blut erstickte, aber bei alledem es doch aus Klugheit unterliefs, jene kleinlichen Quälereien und Mifshandlungen der Italiener auszuüben, die seine Nachfolger nicht verschmähten und die ein Volk schwerer empfindet und verwindet, als Niederlagen auf den Schlachtfeldern.

Unter Metternich konnte der Landmann in Italien sich seines Fleifses noch in gewissem Grade erfreuen, unter Schwarzenberg und Nachfolgern wurde und wird er durch unerschwingliche Steuern einfach zugrunde gerichtet. Unter Metternich war der Einflufs des Klerus ein vergleichsweise beschränkter und strenge wurde die diplomatische Vermittlung der Regierung im Verkehr der Bischöfe mit Rom und bei Veröffentlichung von Bullen und Breven aufrecht erhalten. Schwarzenberg hob alle Überwachungen auf und öffnete damit dem Einflufs Roms Türen und Tore. War unter Metternich die Mannszucht im östreichischen Heere die strengstgehandhabte und musterhafteste gewesen, so entstand unter Schwarzenberg auf den Plätzen und in den Strafsen aller durch die

östreichische Armee besetzten italienischen Städte, eine herausfordernde Schleppsäbelwirtschaft, die den Hafs geschürt und Versöhnung, selbst in ruhigeren Zeiten und in den alltäglichen Lebensbeziehungen zur Unmöglichkeit gemacht hat.

Mit einem Worte, Metternich war ohne Herz, aber ein gesunder, heller Kopf. Seine Nachfolger dagegen haben weder Herz noch Kopf betätigt und namentlich scheint die enge, pfäffische Seele des körperlich entnervten Schwarzenberg ihren Sitz zwischen seiner kranken Leber und Galle gehabt zu haben.

Metternich mag übrigens ganz wohl vorausgesehen haben, dafs nach ihm schwere Zeiten der Bufse für Östreichs Versündigungen an Italien, an Deutschland und an sich selbst hereinbrechen würden und sein Zitat des inhaltschweren Wortes der Pompadour: „après moi le déluge“ kann als ein prophetisches angesehen werden. Er durfte Östreich mit Sünden und Schulden beladen, denn er war sich seiner Überlegenheit und seiner Unerschöpflichkeit an Mitteln und Auswegen bewufst. Aber er hat gefühlt, dafs er nicht ersetzt werden würde. „Wie er sich räusperte und wie er gespuckt“, das haben ihm die Nachfolger glücklich abgeguckt; sie haben für den Stern Östreichs gehalten, was doch nur der Stern Metternichs gewesen war. Sie haben seit 1848 den Metternich an Korruption und Schuldenmachen, an Hochmut und Undankbarkeit übertroffen, sie waren und sind ohne Talent und haben schliefslich ihr Heil darin gesucht, dafs sie sich blindlings in die Arme der heiligen Mutter Kirche geworfen und Erlösung von allem Übel da gesucht haben, wo kein Staat unserer Zeit anderes als Knechtschaft und Unglück und dazu den Widerstand seiner Bevölkerungen finden kann.

Wenden wir von diesem düstern Bilde die Blicke nach dem schönen Neapel.

Wer hat Neapel gesehen ohne verstanden zu haben, daſs das Wort geprägt werden konnte, „Sieh Neapel und dann stirb“. Wer hat die ewig blauen und klaren Fluten des neapolitanischen Meerbeckens mit seinen entzückenden Inselgruppen durchrudert, oder die Ufer dieses Golfs durchwandert, ohne von den unbeschreiblichen Gotteswundern, die ihn hier umringen, begeistert zu werden? Ohne sich — wohne er dann wieder wo er wolle — immerfort danach zu sehnen?

> Ein Paradies! „Doch ach, wie schade,
> daſs an dem lieblichen Gestade
> nur Schufte, Diebe, Lazzaronen,
> vom König bis zum Bettler wohnen!“

Ja, wenn man jenes irdische Paradies sehen und genieſsen könnte, ohne mit den Neapolitanern in Berührung zu kommen, ohne — namentlich in den Provinzen — das zwar nicht weniger als alle Italiener aufgeweckte und ursprünglich glücklich beanlagte, aber durch jahrhundertelange fremde Bedrückung und Erpressung, schandbare bourbonische Tyrannei und heillose Pfaffenwirtschaft vertierte Volk mit in den Kauf nehmen zu müssen!

Wer von Italien nur Neapel gesehen hätte und nach den Neapolitanern die Italiener beurteilen wollte, der beginge einen eben so groſsen Irrtum wie die ungebildete Mehrheit des italienischen Volkes, die Kroaten und Sereschaner mit dem Sammelnamen für Alles was östreichische Uniform trägt „*tedeschi*“ (Deutsche) belegt. —

Unwissend, unsittlich, schmutzig, hinterlistig, diebisch, feige, grausam, blutdürstig — das ist — als naturnotwendiges Ergebnis jener verheerenden Einflüsse — der Neapolitaner. Käuflich vom Minister und Staatswürdenträger, bis zum Polizei- und Postbeamten (bei dem man besser keinen mit Geld beschwerten Brief aufgibt), käuflich vom hochwürdigen Bischof bis zum geringsten Pfäfflein, bis zum Manne der schönen Frau, zu den Eltern schöner Kinder. Gott ist ihnen ein unbekannter Begriff, sie beten nur zu ihrem Heiligen, dem sie gelegentlich auch ins Gesicht spucken, wenn sie sich von ihm vernachlässigt glauben. Der Strafsenräuber, der Mörder, der Lazzarone, der König und seine Räte — sie alle tragen Amulette mit Madonnen- oder Heiligenbildern auf der blofsen Brust und erwarten von ihnen Schutz und Schirm in allen Nöten. Wozu ein Gott? Sie haben ja den Pfaffen und seine Absolution.

Von den letzten vier königlichen Lazzaronen war Ferdinand I (✝ 1825) noch der gutmütigste und beste. Er liebte sein Volk und insbesondere die Lazzaroni, fraternisierte, fischte und jagte mit ihnen und überliefs das Regieren seiner zweiten Frau, der berüchtigten Herzogin von Partana, messalinischen Andenkens und ihren Liebhabern. 1820 beschwor er unter grofsem Pomp die Verfassung, entfloh darauf nach Laibach zum Kongrefs und kehrte von da 1821 mit den Östreichern in seine geliebte Hauptstadt zurück, um wacker hängen und köpfen zu lassen.

Von seinem Sohn aus erster Ehe (mit Karoline, der Tochter Maria-Theresias) Franz I (1825—30) ist wenig mehr zu sagen, als dafs er eben von Gottes Gnaden den Thron seines Vaters bestiegen und sich um Land und Regierung noch weniger als dieser bekümmert hat.

Nach einer in Neapel bei Hoch und Niedrig feststehenden Sage, als Kronprinz, von seiner Stiefmutter, der eben gerühmten Partana, vergiftet, trug er von diesem mifslungenen Beseitigungsversuch einen siechen Körper und häufige Wutanfälle davon. In solchen Zuständen pflegte er dann alles was ihm nahe kam, seine Frau, Minister, Ärzte und Lakaien mit seinem schweren spanischen Rohre zu bearbeiten. Requiescat.

Auf seinen Sohn und Nachfolger gründeten die Neapolitaner, als auf einen aufgeweckten, leutseligen Kronprinzen grofse Hoffnungen, die sich aber, wie es scheint, um keinen Preis verwirklichen durften. Jesuiten und Weiber mufsten Hand an ihn legen, und so ist er zu dem Ferdinand II geworden, der in Neapel nur mit Schaudern genannt wird. Er spielte viel Soldatchens und hatte vier Schweizerregimenter in seinem Solde, deren in irgend einem Unmute verfügte plötzliche Entlassung die dümmste seiner Taten gewesen ist. Diese fremden Reisläufer hatten ihn, trotz aller Verwünschungen seines unter kannibalischem Kerker- und Folter-Regiment aufs äufserste erbitterten Volkes, auf einem Thron erhalten, von dem er, ohne sie, gestürzt worden wäre, lange bevor er in Bari (1859) an der schrecklichsten und ekelhaftesten aller Krankheiten gestorben ist.

Während seiner letzten Regierungsjahre konnte man in Neapel täglich das Fluchwort hören „*un anno d'agonia al Re!*" (Ein Jahr Todeskampf dem König!) und beinah sollte man glauben, der fromme Untertanenwunsch habe Erhörung gefunden.

Franz II endlich, Sohn und Nachfolger Ferdinands II, zur Zeit ein König ohne Reich, ist unter der Zuchtrute der

Jesuiten und dem Einfluſs des Auslandes zu dem geworden, was er werden muſste.

Mit Lesen und Schreiben haben sich — das Unterschreiben ausgenommen, — die letzten Könige beider Sizilien nicht viel abgegeben. Das Volk hatte dem hohen Beispiel nachzuleben und von der untersten Menschenklasse in Neapel, den Lazzaroni, ist es gewiſs, daſs auch nicht einer lesen, geschweige schreiben kann.

Es gibt viele Beschreibungen von Neapel, aber bis heute keine, die sich mit der Naturgeschichte dieser Pöbelgattung beschäftigt hätte.

Warum sie den heiligen Lazarus (nach dem sie richtiger Lazaroni heiſsen sollten) zu ihrem Schutzpatron erwählt haben, weiſs man nicht recht. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Verwechslung des Heiligen der katholischen Kirche, den Jesus auferweckt hat (Joh. 11) mit dem armen Lazarus, (Luc. 16, 20 u. ff.) der vor des Reichen Türe lag. Es gibt der eigentlichen, sich selbst so nennenden Lazzaroni immerhin nahezu 40000 in der königlichen Haupt- und Residenzstadt Neapel. Eine bestimmte Beschäftigung haben sie nicht, setzen sich vielmehr aus dem zusammen, was man in anderen Groſsstädten Straſsenlungerer, Tag- und Taschendiebe, überhaupt Gesindel nennt. Als König Franz I Wien besuchte und mit dem Kaiser durch die Stadt fuhr, war eine seiner ersten Fragen „*Maestà, dove avete il vostro popolaccio?*“ (Majestät, wo haben Sie Ihren Pöbel?)

Kommt man zu Land oder Meer in Neapel an, so sind ihrer gleich ganze Rudel zur Stelle, um das Gepäck des Fremden zu tragen. Es wird gut sein, dieses scharf im Auge

zu behalten, obgleich die Lazzaroni sich mit einer gewissen Korpsehrlichkeit brüsten, die wohl hie und da auch zu finden ist. Wollte man aber zu Diensten oder Gängen einen anrufen, der noch ein paar Kupferstücke besitzt, so klopft er stumm an die Tasche, was pantomimisch bedeutet: Noch habe ich Geld, du mufst dich nach einem umsehen, der keins mehr hat. Heimat und Wohnung der Lazzaroni ist jede Strafsenecke, die Treppen und äufseren Säulengänge der Kirchen, besonders aber die Torwege der Paläste. Der Palast gehört dem Duca, Marchese, Conte oder Nobile, die Einfahrt aber den Lazzaroni. Hier schlafen sie, wenn das Wetter das Übernachten unter freiem Himmel nicht gestattet. Viele Paläste haben geradezu ihre eigenen Lazzaronistämme unter einem Anführer und die Torwege gehen von einer Generation auf die andere über. In unruhigen- oder Revolutionszeiten sind diese Insassen stets eine zuverlässige Leibwache gewesen und es gibt vielleicht kein Beispiel, dafs solche zugehörige Lazzaroni-Clans den Palast, der ihnen Obdach gibt, bestohlen hätten.

In den vielen Revolutionen, die die Geschichte Neapels verzeichnet, haben die Lazzaroni jeweilig eine hervorragende Rolle gespielt. Wer diese und ihre langen Messer auf seiner Seite hatte, konnte des Sieges beinahe gewifs sein. Darum hat auch das königliche Haus der „*Borboni*“ immer in guter Freundschaft mit ihnen gelebt und, sobald die Zeiten kritisch wurden, ihnen Geld zugesteckt.

Äufsere Zeichen des Lazzarone sind: ein grobes, schmutziges Hemd mit offenem Bruststück, ein kurzes, von der Hüfte bis zum Knie reichendes, weites leinenes Beinkleid, mit einem Strick oder, beim fashionablen Lazzarone, mit einer roten

wollenen, oder gar seidenen Schärpe um den Leib festgehalten und eine dicke rotwollene Beutelmütze ohne Schirm, die den kurzgeschorenen Kopf, im Winter wie im heifsesten Sommer, bedeckt. Das ist alles in allem.

Ob sie Weiber oder Töchter haben, und wo, weifs man nicht. Gesehen hat sie noch niemand und es scheint fast, als ob die Gilde sich mehr durch Zulauf erhielte, als durch Fortpflanzung.

Eigentümlicher Art sind in Neapel die unterscheidenden Benennungen für die verschiedenen Stände. Kommt man von einem Ausgange nach Hause und fragt, ob in der Abwesenheit Jemand vorgesprochen habe, so antwortet, bejahenden Falls, der eingeborene Pförtner oder Diener es sei da gewesen:

„*un signore*“, d. h. Einer der entweder angefahren kam, oder ein Band im Knopfloch trug, oder doch elegant gekleidet war;

„*un galantuomo*“, d. i. Einer in gewöhnlicher, bürgerlicher Kleidung;

„*un mezzo galantuomo*“ (ein halber Ehrenmann), der in rund abgeschnittener Jacke einhergeht, oder endlich

„*un lazzarone*“, Einer von der eben beschriebenen, halb bekleideten Sorte.

Im übrigen wird man vom Volke mit „*Eccellenza*“ und „*Don*“ (vor dem Taufnamen) angesprochen, etwa wie in Wien mit Ew. Gnaden und Herr von . . ., mag man sein wer und was man will.

Eine die italienischen Zustände treffend kennzeichnende, unumstöfsliche Tatsache ist, dafs vor dem Zeitpunkte, da Östreich unumschränkter Gebieter aller Herren Italiens wurde,

diese insgesamt bessere Menschen und Fürsten gewesen sind, als nachher. Fangen wir unten, bei den Beherrschern beider Sizilien, an und beschauen sie uns bis hinauf an den Fufs der Alpen, immer wird es die nämliche Wahrnehmung sein müssen:

Ferdinand I war zwar ein Lazzarone, aber kein Bösewicht, bis zu seiner Rückkehr aus Laibach und selbst dann liefs er nur geschehen, was ein Frimont und ein Bianchi, als östreichische Prokonsuln, mit Kerker und Galgen verübten und für sich selbst, durch Konfiskationen, grofse Vermögen erbeuteten. Er war noch fast ein Vater im Vergleich mit den Bombardadoren Ferdinand II und Franz II.

In Rom herrschte Pius VII, geliebt und noch mit dem Nimbus der Heiligkeit umgeben. Wie waren dagegen Leo XII und gar der finstere Gregor XVI?

Welch ein glückliches Land war Toskana mit seinen feinsinnigen und liebenswürdigen Bewohnern unter seinen früheren Leopolden und Ferdinanden, bis auf den 1824 zur Regierung gelangten Leopold II, der sich kopfüber in die Arme, oder richtiger in die Krallen, Östreichs und der Jesuiten stürzte. Vor ihm konnte der Ausländer ungehindert in dem lieblichen, kunstsinnigen Florenz, der Blumenstadt, die ihren poetischen Namen mit Recht führt, aus- und eingehen, ohne auch nur zu wissen, wo das Polizeiamt war. Unter Leopold II mufste der Fremde sich dort persönlich stellen, sich über Zweck seiner Anwesenheit, Konfession und politische Ansichten zu Protokoll nehmen lassen und sich von einem „Schatten“, zu deutsch Spitzel, begleitet wissen, so gut, oder vielmehr so schlimm, wie in Mailand und Venedig.

Selbst der Duodez-Tyrann von Modena, Franz IV aus dem Hause Östreich-Este, obgleich immer sehr unliebenswürdig, war doch hauptsächlich nur ein Geizhals, Korn- und Geldwucherer bis gegen 1830. Die Modenesen wissen, was er seit jenem verhängnisvollen Jahr geworden ist und wie sein Sohn und Nachfolger, Franz V, den Vater noch übertroffen hat.

Im Herzogtum Parma bestand unter Marie Luise ein ganz eigentümliches Verhältnis. Als Erzherzogin stand sie zwar ganz unmittelbar unter östreichischem Einfluſs, allein sie selbst war von Gemüt und Temperament eine „gute Wienerin", die lebt und leben läſst. Ein für ihr Ländchen freundliches Schicksal hatte ihr den Grafen Neipperg zur Seite gegeben, der der Vater ihrer Kinder und dann, 1821, ihr Gemahl wurde. Ihm zu Lieb und Dank haben es die Italiener der Witwe Napoleons verziehen, daſs sie nach diesem nochmals einem Manne hat angehören wollen. Graf Neipperg, mit der schwarzen Binde über dem einen Auge, das ihm 1813 in der Schlacht bei Kulm ein Kosak aus Versehen ausgeschlagen, war ein edler, ritterlicher Mann im besten Sinne des Wortes und vielleicht der einzige Östreicher, der je von den Italienern geliebt worden ist. Und reichlich hat er diese Liebe verdient und vergolten! Wie viele hat er gerettet, ihnen vor den Wiener Verhaftbefehlen zur Flucht verholfen, wie hat er in seinen Berichten nach Mailand und Wien selbst die des Karbonarismus verdächtigen Parmesanen in Schutz genommen! „*È carbone che non brucia*" (Es ist Kohle, die nicht brennt) hat er einmal berichtet und dieses Wort lebt noch in dankbarem Andenken der Bewohner des Herzogtums. Bei seinem Leichenbegängnis, 1829, verkündete

die Teilnahme und Trauer der ganzen Bevölkerung von Parma seine Ehre lauter, als aller militärische und kirchliche Pomp mit Salven und Glockengeläute.

Ihm darf die italienische Erde leicht sein.

Welch ein Mann war dieser im Vergleich mit dem Nachfolger der 1847 verstorbenen Marie Luise, dem liederlichen spanischen Bourbon Karl III, der 1854 in Parma erdolcht wurde. Seine Witwe führte die Regentschaft bis zu ihrer Vertreibung infolge der 1859 von Östreich in der Lombardei erlittenen Niederlagen.

Und endlich Piemont. — Vier Könige von Sardinien habe ich einander folgen gesehen.

Bis zum Jahre 1821 war es Victor Emanuel I, ein von seinem Volke geliebter, wackerer Regent und — obgleich bucklig — Soldat. Nach der Revolution von 1821, an deren Spitze der mutmaſsliche Thronerbe — da weder Victor Emanuel I, noch sein Bruder Carlo Felice Söhne hatten — Prinz von Carignan, der spätere König Carlo Alberto, stand, abdizierte Victor Emanuel zugunsten seines Bruders Carlo Felice. Wenn die Piemontesen eine Strafe für ihre Revolte gegen einen gerechten und wohlmeinenden König verdient hatten, so wurde sie ihnen in vollem Maſse durch diesen Carlo Felice, einen bigotten, finsteren und dummen Menschen, der sich mit altspanischem Zeremoniel umgab und Östreich und die Jesuiten schalten und walten lieſs. Als Victor Emanuel 1824 gestorben war, wurde es ein stehender Volkswitz, zu sagen: „*Vittorio Emanuele è morto, fosse anche felice*“ („V. E. ist tot, wär' er auch selig“; aber auch „V. E. ist tot, wär' es doch auch Felix“).

Nachdem im Gefecht bei Novara, März 1821, die Aufständischen von den Östreichern mit Leichtigkeit geschlagen und auseinander gesprengt worden waren, entfloh Prinz Carignan zu seinem Schwiegervater, dem Grofsherzog Ferdinand von Toscana und lebte zwei Jahre in Florenz in mildester Verbannung. 1823 machte er, um die revolutionäre Scharte auszuwetzen, unter dem Herzog von Angoulème dessen spanischen Feldzug als Grenadier mit, zeichnete sich bei der Erstürmung des Trocadéro aus (Prinzen zeichnen sich immer aus) und empfing das Ehrendiplom eines „premier Grenadier de France".

(Tapferer La Tour d'Auvergne, wahrer erster Grenadier Frankreichs, hast du dich wohl ob dieses dich entwürdigenden Aktes bourbonischer Höfischkeit in deinem Grabe umgewendet?)

Hierauf durfte der Prinz wieder nach Turin zurückkehren, jedoch ohne dafs ihm eine Teilnahme an den Regierungsgeschäften gestattet gewesen wäre. Nach Carlo Felices Tode, 1831, bestieg er als Carlo Alberto den Thron von Sardinien.

Selten ist ein Fürst aus seinen Taten schwerer zu beurteilen gewesen, als dieser. Zu Anfang seiner Regierung, und bis in die vierziger Jahre, nannten ihn seine Landeskinder nur den „Jesuitenknecht". Er versäumte keine Messe, liefs sich nie anders sehen, als mit dem Rosenkranz in den Händen und war ein williges und geliebtes Werkzeug von Östreichs Vormundschaft. — Wurde er dann plötzlich seiner unwürdigen Rolle überdrüssig, oder hatte er seine Kerkermeister nur täuschen und sicher machen wollen? Man weifs, wie er sich 1848, alle Fesseln sprengend, zum Befreier Italiens, zur „*Spada d'Italia*" aufwarf. Ihm selbst ist sein Unterfangen schlecht bekommen, weil er den schweren Fehler begangen

hatte, sich ohne genügende Vorbereitung in dasselbe zu stürzen. Er starb, in Oporto, an gebrochenem Herzen und mehr für sein Ideal zu tun ist einem Menschen nicht möglich. Wäre es ihm mit jenem nicht heiliger Ernst gewesen, so würde er wohl heute noch leben, wie die Stuarts noch lange der Welt zur Last waren und wie es Frankreichs Bourbonen, die verjagten Herzöge von Italien und auch ein deutscher Herzog — der von Braunschweig — zur Stunde noch tun. Carlo Alberto ruht jetzt bei seinen Vätern in der Superga bei Turin und sein Andenken lebt in Segen bei seinem Volke. Er hat den Samen gestreut, der unter seinem Sohne, dem tapferen „*Re galantuomo*“ und dessen grofsem, viel zu früh gestorbenen Minister Cavour, aufgegangen ist und bereits erfreuliche Früchte getragen hat. Mögen sie zu vollster Reife gelangen, möge ganz Italien, von den Alpen bis zu seinen südlichsten Küsten, sich zu einem grofsen Reiche einen und dauernder Ruhe von aufsen teilhaftig werden können. Dann wird es zu einem Musterstaate gedeihen und der Welt beweisen, dafs in dem so viel verlästerten italienischen Volke noch immer, wenn auch lange niedergetreten, alle Keime nationaler Gröfse vorhanden sind.

Kulturelles und Kultuelles aus dem vormärzlichen Venedig.

Mein eigenes Geschäft und bald darauf meinen jungen Hausstand gründete ich im Jahre 1827 in Genua. Es ging mir in den beiden ersten Jahren sehr befriedigend, aber allmählich gestalteten sich die Verhältnisse in einer Weise, die mich mit Sorge für die Zukunft erfüllte und mich einen der aufzuwendenden Arbeit entsprechenden Fortschritt im Wohlstande nicht voraussehen liefs.

Da wurde 1830 von der östreichischen Regierung Venedig zum Freihafen erklärt. Die alte, nur noch von Erinnerungen an vergangene Gröfse zehrende, monumentale „Perle der Adria", auf deren Gäfschen und Plätzen Gras wuchs, deren grofser und unvergleichlich sicherer Hafen an vielen Stellen bereits versandet war, sollte zu neuem Leben aufblühen.

Dafs das im Handel schier vergessene Venedig nicht alsbald sich zur Höhe der grofsen italienischen Seeplätze emporschwingen werde, darüber konnte ich nicht im Zweifel sein. Allein Venedig wurde ein neuer Platz, nachdem seit der östreichischen Besitznahme Handel und Wandel zu Grabe gegangen waren und wo ausländische Niederlassungen längst zu bestehen aufgehört hatten. Wer da, wie ich, durch

zehnjährige Praxis mit dem Geschäftsleben und den Zuständen in ganz Italien vertraut und durch die ersten Firmen des industriellen Auslandes unterstützt, gleich bei Aufgang der Sperre zur Stelle war, der durfte immerhin auf ein sehr lohnendes Feld rechnen. Und für das neue Venedig fiel mir auch an neuen besten Verbindungen alles zu, was ich nur wünschen konnte.

Venedig ist viel geschmäht, aber auch vielfach so würdig beschrieben und besungen worden, dafs es mir nicht einfallen kann, hier über seine vielen anziehenden Eigentümlichkeiten, seine architektonischen Schönheiten und seine überaus reichen Kunstschätze berichten zu wollen. Eins aber mufs ich desto lauter hervorheben, da es vom vorübergehenden Besucher so leicht unbemerkt bleibt. Es ist die Eigenart der Venezianer, die keinen anderen Italienern an Bildungsfähigkeit und Kunstsinn nachstehen und von keinen an Liebenswürdigkeit und graziösem Wesen erreicht werden. Der höheren Stände gar nicht zu gedenken, findet man sonst nirgends diese bis in die untersten Schichten des Volkes reichende, ganz eigentümlich venezianische, zuvorkommende Herzlichkeit. Dazu eine Art von poetischer Veranlagung, die auch dem kürzer weilenden, einigermafsen aufmerksamen Beobachter nicht entgehen wird, wäre es auch nur durch das Volkslied, die *Canzone* und *Canzonetta*, die sich fast durchweg auf die Dogenbraut, das Meer, beziehen, oder dadurch, dafs jeder Gondoliere die Stanzen seines Tasso zu rezitieren weifs, wenn er den ihm dafür empfänglich scheinenden Fremden beim Mondschein durch die Lagune rudert.

So war ich denn durch die Umstände und durch eigene Wahl unter die Botmäfsigkeit jenes Östreich gelangt, das

ich, als treuer Sohn Deutschlands und als Freund Italiens nicht zu lieben zwiefach Ursache hatte. Jenes Östreich, das, wie die Geschichte unwiderleglich lehrt, wenn nicht immer, so doch von Beginn des dreifsigjährigen Krieges an bis auf den heutigen Tag Deutschlands Feind gewesen ist, ein Hemmschuh für deutsche Kultur und Wissenschaft, ein Mifsbraucher und Ausnutzer Deutschlands für die Interessen des Hauses Habsburg, die sich dennoch zuletzt als übel verstanden erweisen werden.

Wie fein, und doch wie augenfällig, war nicht der Plan des „biedern" Kaisers Franz und seines Metternich seit 1815 angelegt, das ganze schöne Italien nach und nach in Östreich aufgehen zu lassen. Wo die Herrscher in Italien nicht selbst Erzherzöge waren, mufsten Erzherzoginnen und Verschwägerungen aushelfen. Einen östreichischen Kardinal auf den Stuhl Petri zu setzen, konnte im rechten Augenblick auch nicht fehlschlagen, schon waren ja die Machthaber Italiens nichts anderes als östreichische Statthalter, durch östreichische Bajonette auf ihren Thronen und Thrönchen erhalten und alles würde für das fromme Kaiserhaus nach Wunsch gegangen sein, wenn die Schicksale der Völker auf ewig der Herrscherwillkür preisgegeben wären und kein Gott in der Geschichte waltete.

Im Anfang ist es mir sauer geworden, mich mit dem, was man in Östreich „die Ordnung" nennt, dem Spionier- und Überwachungs-System — das keinen, und besonders nicht den Fremden, übersieht — einer allmächtigen und niemandem verantwortlichen Polizei zu versöhnen. Die Allmacht der politischen Polizei ist eine so unbestrittene, dafs es von ihrem

Einschreiten keinen Appell an irgend eine höhere Behörde gibt, dafs selbst der Vizekönig, die Erzherzöge, Gouverneure und Delegaten vor ihrer Allwissenheit auf der Hut zu sein haben, ja dafs der Herr Polizeidirektor selbst und seine sämtlichen Untergebenen sich gegenseitig denunzieren müssen an den Beelzebub in Wien.

Allein man kann sich an alles gewöhnen und alles lernen. Und in dieser Beziehung habe ich nützliches von einem bald nach mir zur Niederlassung nach Venedig gekommenen, befreundeten Engländer gelernt, der auf alle Fragen, ob er italienisch oder östreichisch, deutsch oder französisch, republikanisch oder monarchisch gesinnt sei, immer nur die Antwort hatte: „Kaufmännisch!" — Schweigen ist Gold und es soll sich der Kaufmann in fremdem Lande niemals und unter keiner Bedingung in politische Händel mischen, am allerwenigsten aber, wenn er das Glück hat der „grofsen", ach! so jämmerlich zersplitterten, deutschen Nation anzugehören. Denn während z. B. England für jedes Haar auf dem Haupte eines der Seinen eine Kanone hat, ist der Deutsche überall schutzlos, kann überall nach Herzenslust gestofsen, getreten und eingesteckt werden!

„Unser Herrgott verlafst kaan' Daitsch'n
Entweder kriegt er d' Knut'n oder d' Peitsch'n" —

ist nicht etwa ein schaler Witz des Wiener Saphir, sondern, leider! der wahrste, den er je gemacht hat.

In Östreich gibt es keine Gesellschaft, in der man vor dem „Spitzel" sicher wäre, von den Salons der hohen Aristokratie bis herab in die Kaffee- und Wirtshäuser und

in die Theater; keinen Stand, der nicht in diesem Überwachungs-Corps vertreten wäre, vom Grafen und der Baronin bis zum Lohndiener und Schaffner.

Kurz nach meiner Ankunft in Venedig wurde ich, scheinbar zufällig, mit einem aus der höheren Klasse dieser geheimen Agenten bekannt. Diese Leute wissen sich überall auf die harmloseste Weise einzuführen. Hier war es ein Tyroler namens Sennoner, der sich Doktor und Professor der Mineralogie nannte, eine große Sammlung von Mineralien bei sich aufgestellt hatte und zumeist unter diesem Aushängeschild die Fremden an sich zog. Man tanzte und war guter Dinge in seinem Hause, doch war ich, in der angedeuteten Art, schon zu sehr „Engländer", zudem in Zeiten gewarnt und glaube übrigens, daß Sennoner sich, wie Franz Moor, nicht mit Kleinigkeiten abgab. Einen derartigen Umgang plötzlich abzubrechen, ging nicht an, weil man alsdann doppelt aufs Korn genommen worden wäre, und so dauerte denn der Verkehr vieler Deutschen mit dem Hause so lange bis der Herr Professor 1832, als die Franzosen unter Cubières Ancona von der See aus überfielen und besetzt hielten, über Nacht dorthin abkommandiert wurde, um nun in Ancona — „Mineralogie" zu treiben und, ganz nebenbei, über die dortigen Vorgänge und die Gesinnungen der Ankonitaner zu berichten. Diese Versetzung gestattete endlich den Deutschen in Venedig Ersatz für den biedern „Landsmann" zu suchen und bei seiner Rückkehr, nach Jahresfrist, die frühere Intimität nicht wieder herzustellen.

Das Wort „Polizei" ist etwas Schreckliches in Östreich und obgleich ich mich in Venedig stets auf gegenseitig respekt-

vollem Fufse mit ihr zu halten wufste, so erinnere ich mich doch recht wohl einiger in Sorgen zugebrachten Nächte, wenn ich gelegentlich eine Einladung auf die Direktion für den nächsten Morgen erhalten hatte, denn so gänzlich „Engländer" war ich doch nicht geworden, dafs ich mich nicht, wenn auch nur im engsten Freundeskreise, mancher in Östreich unstatthaften Äufserung schuldig gewufst hätte. Glücklicherweise endeten solche Besorgnisse stets damit, dafs die hohe k. k. Polizei irgend ein Gutachten in Handelssachen, oder Auskunft über an mich empfohlene Fremde von mir verlangte.

Über die gesellschaftlichen Zustände und über Geselligkeit in Italien sind in Deutschland sehr unrichtige Begriffe verbreitet, sowohl durch die zahllosen schreibseligen Urlaubsreisenden, die nirgends Zeit und Gelegenheit haben etwas gründlich kennen zu lernen, als durch östreichische Offiziere und Beamte, die allerdings zu einer traurigen Ausgeschlossenheit verurteilt sind und für die stumme Ablehnung, die sie hier erfahren, sich daheim durch mehr oder weniger gehässige Aufschneidereien rächen.

Anders als zu Hause findet man es in der Fremde überall, und daher kommt es ganz von selbst, dafs die Landsmannschaften im Auslande zusammenhalten. Jedes Land hat seine Gewohnheiten, Sitten und Erinnerungen, die sich forterben und denen zufolge der Durchschnittsdeutsche der italienischen Gesellschaft wenig Geschmack abgewinnt, was aber noch lange nicht entscheidet, welche von beiden mehr Vorzüge hat. Für uns Deutsche gibt es keine Geselligkeit, keine Fröhlichkeit ohne Essen und Trinken und daher ist es erklärlich, dafs den meisten die italienischen *Conversazioni* nicht

munden, wo man bei einer Tasse schwarzen Kaffees und einem Zwieback halbe Nächte mit Geplauder, Musik, gelegentlich auch einem Spiel oder Tänzchen zubringt. Auf einem italienischen Balle, wo, wenn es flott zugeht, neben dem Kaffee auch noch Gefrornes oder Limonade herumgereicht wird, entwischen gegen Mitternacht die jungen deutschen Tänzer, um sich in einer möglichst benachbarten Wirtschaft mit Braten, Wein und einer Zigarre zu stärken — sonst wärs ja nicht auszuhalten!

Dem in Venedig ankommenden protestantischen Deutschen wird das Bekanntwerden mit seinen dort wohnenden Landsleuten durch den Besuch der deutschen evangelischen Kirche sehr erleichtert. Nach Beendigung des sonntäglichen Gottesdienstes hält die Gemeinde in der Regel ein Plauderstündchen in der untern Vorhalle der Kirche und da finden dann die Vorstellungen der Neuangekommenen statt.

Es ist ganz ein anderes, in der Heimat und von Kindesbeinen an einer Kirche anzugehören, als in einem Lande, wo diese nur mit Widerstreben geduldet wird. Dort, im unangefochtenen Besitz, ist der Besuch der Kirche bei den meisten nur Gewohnheits- oder Schicklichkeitssache, wie so vieles, und das Gefühl der Zugehörigkeit ist nicht von dem der Verpflichtung getragen.

Hier aber, wo diese Kirche täglich, und ohne möglichen Widerspruch, zu leiden und alles zu fürchten hat, von einer bigotten Regierung und feindseligen Priesterschaft, hier fühlt man sich erst recht als Protestant in der ganzen Bedeutung des Wortes, wie dies denn stets der Fall sein wird, wo Meinungen und Überzeugungen unter Druck leben.

Die Geschichte der evangelischen Gemeinde Venedigs müſste viel des Anziehenden darbieten, aber leider habe ich nur wenige Aufzeichnungen und keinerlei eigentliche Chronik derselben auffinden können, obwohl mir, als Vorsteher der Gemeinde während 17 Jahren, das Archiv zu Gebote stand. Immerhin will ich im folgenden für das mir teure venezianische Kirchlein ein wahrheitgetreues, wenn auch lückenhaftes Gedenkblatt einfügen.

Gleich in den ersten Jahrzehnten der Reformationszeit begegnen wir in Venedig einem Häuflein protestantischer Familien. Die groſsartige Stellung, welche die Stadt im Welthandel einnahm, hatte sie seit Jahrhunderten zum Sammelplatz aller handeltreibenden Nationen gemacht. Den Angehörigen einer jeden war, von der Regierung der Republik, um sie besser schützen, aber auch leichter überwachen zu können, ein besonderer Stadtbezirk, oder mindestens ein groſses Gebäude angewiesen, darin sie zu wohnen verpflichtet waren. Und so finden wir noch heute ein Quartier der Griechen, der Scutariner, der Slavonier, Wohnhäuser (*fondachi*) der Türken, der Perser, der Deutschen (*fondaco tedeschi*) u. a. m., die ihre Namen beibehielten, obgleich sie längst nicht mehr ihren ursprünglichen Zwecken dienen. Von deutscher Herkunft waren es besonders die Augsburger, die zu jener Zeit die bedeutendsten Handelsniederlassungen in Venedig hatten, wohl vermöge des Antriebes, den die Fugger ihrer Vaterstadt gaben, indem sie Handelsunternehmungen im Auslande gründeten oder unterstützten.

Bei der regen Teilnahme Augsburgs an der reformatorischen Bewegung in Deutschland kann es nicht wunder nehmen,

wenn mit den Handels- und Familien-Verbindungen auch die erneuerte Lehre ihren Weg über die Alpen fand und so Venedig ein äufserster, zwar kleiner, aber in den meisten Zeiten begeisterter und mutvoller Vorposten des evangelischen Bekenntnisses gerade in dem Lande wurde, wo Rom seine *„fede inconcussa“* mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln aufrecht zu halten sich abmühte.

Man darf denn auch nicht glauben, dafs es den ersten evangelischen Christen in Venedig so gut ergangen wäre, dafs sie sich gleich als Gemeinde oder Glaubensgenossenschaft hätten geben können. Vielmehr mufs zu ihrem Ruhme gesagt werden, dafs sie während eines vollen Jahrhunderts ihren Gottesdienst im geheimen und, mit Ausnahme weniger „lichten Augenblicke“, mit Zittern und Zagen ausüben mufsten. Ihre Stellung war eben immer von der Sinnesart des jeweiligen Dogen und seiner Regierung bedingt, und wenn ich eben von lichten Augenblicken gesprochen habe, so sind darunter Zeitspannen zu verstehen, wie die, wo gleich in der ersten Reformationszeit die Lehre durch literarische Verbindungen auch in Italien einwanderte und sich in Venedig in dem trefflichen Patrizier Gasparo Contarini († 1542) und einigen gleichgesinnten Männern Freunde gewonnen hatte. Und später wieder, als der edle und gelehrte Fra Paolo Sarpi († 1623), unter dem wackern Dogen Leonardo Donati, seinen weltberühmten Straufs mit dem Papste Paul V, dem Borghese, bestand, wo die Venezianer dem „Statthalter Christi“ ihr *„Semo prima Venesiani e pò Cristiani“*[1]) zu antworten wagten und

[1]) „Wir sind zunächst Venezianer und dann erst (sc. katholische) Christen“.

das Volk den ausgewiesenen Jesuiten ein „*Andè in tanta malora!*“[1]) mit auf den Weg gab.

Wer den Venezianern damals gesagt hätte, daſs eine Zeit kommen werde — 1840, unter der glorreichen Regierung Ferdinands I von Östreich, — wo die Jesuiten nebst Dominikanern u. A. m. triumphierend wieder in Venedig einziehen würden! Ja, wo die Nachkommen der „königlichen Kaufleute“ die Geschichte ihrer Vaterstadt so ganz vergessen haben könnten, daſs sie, Einzelne ausgenommen, nicht einmal mehr wüſsten, wie anno 1608 die „heiligen Väter“ vertrieben worden sind, oder was es mit dem Fra Paolo Sarpi für eine Bewandtnis gehabt — es sei denn, daſs ihnen ein Pfaffe die Auskunft gäbe: Jener sei ein von Gott verfluchter und von der heiligen Kirche ausgestoſsener Ketzer gewesen!

Die Zeiten freieren Aufatmens gehörten also für die Bekenner der neuen Lehre zu den Ausnahmen und es war keine Rede davon, daſs sie, selbst während derselben, jemals die wirkliche Erlaubnis zur Ausübung ihrer Andachten erhalten hätten. Bis zum Jahre 1657 waren sie vielmehr meist den Feindseligkeiten, wenn auch zuweilen weniger der Regierung, so doch immer des römischen Klerus ausgesetzt, obwohl sie öfters öffentlich als die redlichsten, betriebsamsten und friedlichsten Insassen der Stadt belobt worden sind. Es ist beschämend für gar viele evangelische Gemeinden unserer Zeit, wie da zwölf bis zwanzig Familienväter, durchdrungen von der Begeisterung, die im deutschen Vaterlande so Fürsten wie Völker ergriffen hatte und von der man heute keine Ahnung mehr zu haben scheint, wie diese Männer, sage ich,

[1]) Ungefähr „Geht zu allen Teufeln!“

die doch „nur" Kaufleute waren, allen Hindernissen trotzten und zuweilen zur List ihre Zuflucht nahmen „um des Wortes nicht zu entbehren".

Besondere Erwähnung verdient die Art, wie sie, beinahe während der ganzen Zeit des 30 jährigen Krieges, jenem Bedürfnis zu genügen wufsten. Da ihnen ein Geistlicher, selbst zur Privatandacht, oder als Jugendlehrer, versagt war, beriefen sie nacheinander mehrere junge Kandidaten der Theologie aus Deutschland, die dann im nahen Padua ihren Wohnsitz nahmen, unter dem Vorwande, auf der dortigen Universität medizinischen oder andern Studien obzuliegen. Jeden Sonnabend machten diese dann, angeblich zum Vergnügen, die Spazierfahrt nach Venedig, wo sie am Sonntag Morgen in einem Saale des erwähnten *fondaco tedeschi*, bei verschlossenen Türen, für die protestantischen Familien Gottesdienst hielten, mit gedämpfter Stimme predigten und sich dann wieder nach Padua zurückbegaben.

In ähnlicher Weise mufsten die evangelischen Christen in Venedig sich behelfen und durchschlagen, bis sie im Jahre 1657, unter dem Dogen Bertucci-Valier als religiöse Gemeinschaft anerkannt wurden, die Erlaubnis erhielten einen Pfarrer zu berufen und ihren Gottesdienst zu halten. Ihr Betsaal im deutschen Hause konnte nun etwas besser entsprechend eingerichtet werden und ihr erster anerkannter Prediger war ein Herr Molitor aus Nürnberg. Von 1657 bis zur Revolution von 1848/49 haben neunzehn deutsche Geistliche, mit durchschnittlicher Amtsdauer von etwas mehr als zehn Jahren, der Seelsorge der Gemeinde vorgestanden.

Die Verfassung der Gemeinde ist stets die presbyteriale gewesen. Drei Vorsteher werden aus den die Bedürfnisse des Kultus bestreitenden Familienhäuptern, zur Besorgung der äufseren Angelegenheiten der Kirche, gewählt. Sie besitzen die Vollmacht, beim Abgang eines Pfarrers einen neuen zu berufen. Alljährlich wird eine Zusammenkunft gehalten, um Angelegenheiten der Gemeinde zu beraten. Hierbei ist nur zu erwähnen, dafs seit der östreichischen Besitznahme stets ein stummer Abgeordneter der hohen Polizei solchen Gemeindekonventen anwohnen mufste, wie denn solche Herren auch sehr oft in der Kirche selbst, während der Predigt, wahrgenommen wurden. Denn „Ordnung" mufs sein und sowohl der Herr Polizeidirektor, als Se. Eminenz der Patriarch von Venedig mufsten doch wissen, was bei uns vorging.

Bis zum Falle der Republik war die Amtsführung der evangelischen Geistlichen darauf beschränkt, dafs sie, aufser dem Gottesdienste, nur die Ehen einsegneten und die Verstorbenen zu Grabe geleiteten. Die Taufen durften sie nicht vollziehen; die Kinder der Gemeinde wurden in katholischen Kirchen getauft. Doch scheint diese Vorschrift nur weltlichen Ursprungs gewesen zu sein, wahrscheinlich wollte die Regierung, der Abgaben und der Militärdienstpflicht wegen, die Führung der Register nicht teilen. Einen Anspruch auf die Seele eines solchen protestantischen Täuflings hat in jenen — besseren — Zeiten die heilige römische Mutter niemals geltend gemacht.

Vom allgemeinen Begräbnisorte für „Christen" waren die Protestanten bis zum Jahre 1718 ausgeschlossen. Sie mussten ihre Toten auf dem Lido — dem schmalen Landstreifen, der

das Meer von der Lagune trennt — zwischen der kleinen Festung *San Niccolò del Lido* und dem jüdischen Begräbnisplatze, der Erde übergeben. Nun aber konnten sowohl sie als die griechischen Christen Venedigs ein kleines Eckchen des katholischen Gottesackers auf der Insel *San Cristoforo* käuflich erwerben. Vom grofsen Kirchhof ist es mittelst einer Mauer mit eisernem Gittertor getrennt; doch kann nicht gesagt werden, dafs als Beigabe zu dieser Scheidewand, damals Hafs oder Druck seitens der Regierung und des venezianischen Volkes, ja kaum des römischen Klerus selbst, gegen Andersglaubende auffallend wahrzunehmen gewesen wäre. Die Wiederbelebung des Dämons „Religionshafs" war erst unsern Tagen vorbehalten.

Im Jahrhundert der Aufklärung wurden selbst die gemischten Ehen in Venedig ohne Widerrede und ohne den heute unumgänglichen Revers, die Erziehung der Kinder aus solcher Ehe betreffend, von den katholischen Geistlichen eingesegnet und der Geist wahrer christlicher Toleranz machte in jener Zeit die erfreulichsten Fortschritte. — Nach dem Falle der Republik, 1797, unter französischer Herrschaft, bewegten sich die Protestanten Venedigs in kirchlicher Beziehung in noch weiterem Mafse mit aller gebührenden Freiheit. Nun wurden auch die Kinder durch den evangelischen Pfarrer getauft, die Geburts-, Trauungs- und Sterbe-Register von ihm gültig geführt und der Gottesdienst feierlich gehalten.

Im Jahre 1813 brachte die Gemeinde das auf dem Platze *Santi Apostoli* gelegene freundliche Bethaus „zum heiligen Schutzengel" (*Scuola dell' Angelo Custode*), das aufser Benutzung gekommen und Staatsgut geworden war, zuerst mietweise und

dann käuflich in aller Form Rechtens an sich. Am Himmelfahrttage desselben Jahres wurde dieser Tempel, durch den damaligen Pfarrer Christian Heinrich Tischer aus Saalfeld, dem protestantischen Gottesdienst geweiht und heifst seitdem „die evangelische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Venedig“.

Nachdem Östreich 1814 Besitz von den venezianischen Provinzen genommen, wurde 1816 diese evangelische Gemeinde unter das „Consistorium Augsburgischer Confession“ in Wien gestellt und ihr Pfarrer unmittelbar dem Superintendenten für Inner- und Nieder-Östreich unterstellt.

Es ist eben der im Laufe des XVIII Jahrhunderts, auch in Italien, fortschreitenden religiösen Duldung lobend Erwähnung geschehen. In Venedig dauerte sie, selbst unter Östreichs Herrschaft, noch eine geraume Zeit fort. In Wien hatte man, wie es scheint, noch lange mit der politischen Sicherstellung der neu erworbenen italienischen Provinzen, mit den Folgen des Wiener Kongresses und dergleichen zu viel zu schaffen, um an die protestantische Kirche in Venedig zu denken, in Rom waren die beiden nächsten Nachfolger des siebenten Pius von nicht allzugrofser Energie, und in Venedig selbst war der für einen römischen Priester freisinnige, östreichische Poet Ladislaus Pyrker Patriarch.

Doch es sollte wieder anders werden, nachdem 1831 der eingangs geschilderte glaubenswütige Kamaldulensermönch Capellari, als Gregor XVI, den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte. Er entfernte alsbald den ihm zu sanften Pyrker († in Wien 1847) und setzte in dem von blindestem Ketzerhafs erfüllten Kardinal Jacopo Monico einen

Seelenverwandten, ein alter ego, zum Patriarchen von Venedig ein.

Die evangelische Kirche ist in Östreich zu allen Zeiten eine unliebsame, um Lebensluft bettelnde gewesen. Abgesehen von den Drangsalen während des 30 jährigen Krieges, genügt es für die neuere Zeit, daran zu erinnern, dafs bis vor kurzem der Präsident des evangelischen Konsistoriums in Wien stets ein Katholik gewesen ist. Dennoch war bis zum Tode des Kaisers Franz (1835) die Lage der Protestanten eine weit bessere als seitdem. Man konnte wenigstens auf den gültigen Satz „es bleibt halt Alles beim Alten" bauen, an dem auch wiederholte Versuche der Kurie, die protestantische Kirche in Venedig schliefsen zu lassen, zu Zeiten des genannten Herrschers gescheitert sind. Pfäffische Übergriffe wurden damals noch zurückgewiesen, und schon der Umstand, dafs römische Verordnungen dem kaiserlichen Regierungs-Placet unterlagen, verhinderte die Anmafsung der Kurie, wenn nicht an Forderungen, so doch oft an Ausführung derselben.

Mit dem Patriarchat des Kardinals Monico unter der Regierung des gütigen Scheinkaisers Ferdinand, und vollends seitdem das „Justitia Regnorum fundamentum" den „Viribus unitis" Platz gemacht hat, seitdem mit einem Federstrich die früheren Beschränkungen geistlicher Gewalt hinweggeräumt wurden und Kultusangelegenheiten in Wien vorzüglich in den Händen einiger erzfrommen Damen und deren Beichtväter liegen, würde es schwer sein, über die Schicksale, die der evangelischen Kirche Venedigs noch vorbehalten sein mögen, andere als niederschlagende Aussichten zu hegen.

Ich will und kann hier nur von dem sprechen, was bis zu meinem Abgang von Venedig, im Herbst 1850, gewesen ist. Seitdem hat sich allerdings manches ereignet, das die Hoffnung erwecken könnte, dafs der alte gütige Gott noch lebt und selbst in die Geschichte Östreichs sein Wort einlegt. Solferino, Konstitution und sogar ein Protestantengesetz! Wenn es damit nur nicht geht, wie mit der Konstitution von 1849! Dafs aber der beste Wille vorhanden ist, abermals alles umzuwerfen, was die Not der Zeiten den Geschickelenkern Östreichs abgerungen, daran ist wohl nicht zu zweifeln.

Rom, das seit der Reformation so viele Niederlagen erlitten, hat fortwährend alles daran gesetzt, sein Reich und seine Herrlichkeit in Italien aufrecht zu erhalten. Man wird deshalb leicht begreifen, dafs eine protestantische Kirche in Venedig ihm ein Dorn im Auge war und dafs diese arme Kirche zu der Zeit, von der ich rede, eine aufs äufserste gequälte gewesen ist. Und dafür, dafs die Frage, ob diese Kirche zu schliefsen sei, auch in Wien erörtert worden ist, will ich hier einige Belege von vielen beibringen:

Unterm 5. Juni 1850 richtete der Superintendent **A. C.** Ernst Paur in Wien an den Kirchenvorstand in Venedig folgende Aufforderung:

„Das h. Ministerium des Kultus trägt dem k. k. Consistorio A. C. unterm 26. Mai d. J. auf, mit möglichster Beschleunigung über die ihm bekannten Verhältnisse des in Venedig bestehenden Pastorats A. C. insbesondere über die Zeit, seit wann dasselbe besteht und über die berechtigte staatsbürgerliche Stellung dieser evangelischen Kultusgemeinde die entsprechende Auskunft zu erteilen. — Sie wollen daher

schleunigst berichten, da mir der Termin bis 20. Juni gegeben ist.“

Wozu diese von dem h. Kultusministerium gestellte Anfrage?!

Dieselbe wurde von uns am 14. Juni 1850 durch entsprechende Darlegung der oben angeführten geschichtlichen Tatsachen beantwortet. Dem Berichte wurden die nachstehenden drei Beschwerden der evangelischen Gemeinde beigefügt und um deren Abstellung „in aller Untertänigkeit“ gebeten.

1. „Dafs im Jahre 1817, auf Antrieb des gegen Andersgläubige unduldsamen römisch-katholischen Klerus, eine k. k. Delegation dieser Provinz die evangelische Gemeinde nötigte das nach dem Platze *Santi Apostoli* führende Tor ihrer Kirche zu schliefsen und sich allein einer an der Hinterseite des Gebäudes angebrachten Türe zu bedienen. Als Grund wurde das Toleranzpatent Se. hochseligen Majestät des Kaisers Joseph II angeführt, nach welchem die protestantischen Bethäuser keine Haupteingänge nach der Strafse besitzen dürfen — was aber auf unsere Gemeinde, die weit älter ist, als jenes Patent keine Anwendung finden kann.“ (Das Verbot besteht noch, und nur während der Revolutionszeit 1848-49 haben wir uns ungehindert die Freiheit genommen, unser vorderes Kirchentor zu benutzen.)

2. „Dafs sich als Bedürfnis der Gemeinde, deren Glieder nicht alle deutsch verstehen, also dafs ihre Erbauung durch ausschliefslich deutschen Gottesdienst nicht erreicht werden kann, das Abhalten des Kultus abwechselnd mit italienischer Sprache herausstellt.“ (Ein hochwohllöbliches Consistorium A. C. in Wien fand sich bewogen, dieserhalb das Predigen in

der Landessprache zu gestatten, jedoch mit Vorbehalt der Genehmigung des provinzialen Guberniums, welche Genehmigung uns aber mit der Begründung, dafs wir als deutsche evangelische Gemeinde anerkannt seien, verweigert geblieben ist. — Unser Gouverneur, Graf Pálffy, bemerkte damals mündlich unserer Deputation, dafs uns noch der Rekurs nach Wien offen stände, dafs er uns aber, als Freund, von diesem Wege abrate.)

3. „Dafs man unsre Gemeinde, und zwar erst im Jahr 1847, gezwungen hat, von dem Kirchengebäude Steuer zu entrichten. Es ist dies um so ungerechter, als ein kaiserliches Dekret existiert, das die Kirchen-, Schul- und Pfarrhäuser der Akatholiken für steuerfrei erklärt. Aber vergebens war bisher unser Berufen auf diese allerhöchste Verordnung, auf die seit Jahrhunderten genossene Immunität von allen Abgaben in kirchlicher Beziehung, sowie auf die Grofsmut unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn, der in der Konstitution vom 4. März 1849 allen seinen Völkern Religionsfreiheit und Gleichberechtigung verliehen hat u. s. w." (Es wurde dem gegen solche Belastung sich verwahrenden Vorstande wiederholt entgegengehalten: „Steuerfrei seien allein die römisch-katholischen Kirchen, die der Protestanten wie der Griechen müssten zalen.")

Vielleicht würde die Gemeinde willfähriger beschieden worden sein, wenn sie sich ein Armutszeugnis erschlichen und daraufhin ein Gnadengesuch gegründet hätte. Aber grob war es, die Regierung an ein kaiserliches Dekret zu erinnern, und vollends verderblich, die März-Konstitution zu erwähnen. Das sind Scherze, die man in Wien nicht ertragen kann!

Zur Errichtung einer Schule für die Kinder der Protestanten in Venedig hat bis jetzt nie die Genehmigung erwirkt werden können. Und doch wäre eine solche ein grofses Bedürfnis, und doch besitzt Triest eine solche Schule. Warum nicht Venedig? Weil in Triest, dem man die Ehre erweist, es als deutsche Stadt zu betrachten, der römische Klerus weniger schalten und walten darf, als in Venedig. Hier sind die öffentlichen Schulen ganz in den Händen der Geistlichkeit, und wenn auch kein Gesetz die Protestanten von ihnen ausschliefst, so werden sie dennoch nicht, oder nur unter grofsen Erschwerungen aufgenommen. Zudem kann es, aus vielen auf der Hand liegenden Ursachen, nicht einmal gewünscht werden, Kinder in diese Schulen zu schicken. Darum sind die Protestanten genötigt, sich mit Privatunterricht zu behelfen oder, was meistens geschieht, ihre Kinder ins Ausland zu senden.

Unsere Kirche ist zwar nicht geschlossen worden, wie wir es damals befürchteten, allein auf die vorstehenden wie auf viele andere Beschwerden ist selten eine Antwort, niemals eine willfährige gekommen, man müfste denn eine solche in den Worten finden wollen, die der Minister des Kultus, Graf Leo Thun, in jener Zeit einer Deputation in Wien erteilte: „Meine Herren, das Heil der evangelischen Kirche mufs von Rom ausgehen!“

Ich würde nicht zu Ende kommen, wollte ich die vielen Plackereien und Böswilligkeiten seitens des Klerus während meiner langjährigen Vorsteherschaft in Venedig aufzeichnen. Einige mögen hier Platz finden, weil sie neben ihrer traurigen, auch ihre lächerliche Seite haben.

Durch das seit der Eröffnung des Freihafens vermehrte Zuströmen von Ausländern, sowie durch das Verweilen vieler Brustleidenden aus dem Norden, die — zumeist in den letzten Stadien der Krankheit — unter dem milden Klima Venedigs Genesung suchen und oft den Tod finden, hatte sich der uns für unsere Begräbnisse bewilligte Raum längst als unzureichend herausgestellt. Es kam mehrfach vor, daſs halbverweste Leichen gestört werden muſsten, um neuen Platz zu machen. Nach vieljährigem Bittstellen wurde uns endlich von der Regierung eine Vergröſserung unseres Kirchhofes bewilligt, aber die Erlaubnis wäre beinahe noch am Widerstand des Patriarchen gescheitert, der uns zwar schlieſslich ein weiteres Stückchen katholischer Erde zukommen lieſs. Jedoch nur, nachdem man die darin ruhenden Gebeine ausgegraben und die Stelle wieder ent-weiht hatte — eine gar erbaulich anzuschauende heilige Handlung, bei welcher Se. Eminenz selbst pontifizierten.

Ein anderes Bild:

Nach alter Sitte werden Todesfälle in Venedig von den betroffenen Familien, welchem Bekenntnis sie auch angehören, durch gedruckte Anschlagkarten bekannt gemacht. Darin werden gewöhnlich die altüblichen Schreibarten „im Herren entschlafen" oder „zu besserem Leben eingegangen" angewendet.

Gedruckt aber darf in Östreich nichts werden, auch nicht das Formular zu einer Schuhmacherrechnung, ohne durch die weltliche und geistliche Zensur gegangen zu sein. Seit 1837 hat letztere hohe Wohlfahrtstätte nun entschieden, daſs Protestanten weder im Herrn entschlafen, noch in ein besseres Leben eingehen, sondern ganz einfach „sterben". Ergo darf es auch nicht anders gedruckt werden!

Wenn aus diesen wenigen, von vielen, Beispielen die Gehässigkeit der römischen Geistlichkeit, und der k. k. Regierung selbst, gegen die evangelische Kirche Venedigs zur Genüge dargetan sein dürfte, so würde man doch irren, wollte man daraus auf eine feindselige Stimmung im Volke schliefsen. Die Venezianer sind vielmehr weit davon entfernt, solches Verfahren gutzuheifsen. Und obgleich sie in der Predigt und sicherlich auch im Beichtstuhl zu katholischer Gesinnung, will heifsen zum Ketzerhafs, fortwährend aufgefordert werden und ihnen der Besuch der protestantischen Kirche bei ewiger Strafe untersagt ist, so kann man doch an jedem Sonntage viele nichtprotestantische Einheimische in ihr sehen, die, obgleich die Predigt kaum oder gar nicht verstehend, ganz erstaunt sind, dort ein Christusbild bemerkt und den Namen Jesu Christi aussprechen gehört zu haben. Die väterliche Regierung hat wohl gewufst, was sie tat, als sie das Predigen in der Landessprache untersagte. Mir selbst ist es vorgekommen, dafs ein Dienstmädchen, das der Taufe eines meiner Kinder in unserer Kirche beiwohnte, höchlich verwundert nach Hause kam über die Taufe mit Wasser, über das Kruzifix auf dem Altar und den gehörten Christusnamen und dabei fragte „wo wir denn das goldene Kalb hätten, das wir doch anbeteten?“ Sie hatte erwartet, ganz andere Operationen an einem protestantischen Täufling vollziehen zu sehen, als das Besprengen mit Wasser.

Den Beschlufs dieses Gegenstandes mache ein zweites heiter ausklingendes Erlebnis aus meinem Hause.

Nach dem Tode meines Vaters waren meine gute Mutter und meine beiden jüngsten Schwestern — die drei älteren lebten verheiratet in der Heimat — bei uns in Venedig. Um

die zweitjüngste hielt alsbald ein angesehener junger venezianischer Arzt, Dr. Fassetta, bei mir an. Nun müfste man unter dem Pontifikat Gregors XVI im Lande selbst gelebt haben, um die Schwierigkeiten begreifen zu können, die im östreichischen Italien einer gemischten Eheschliefsung entgegenstanden, ja dieselbe, wenn man auf geradem, ehrlichen Weg zum Ziel gelangen wollte, geradezu unmöglich machten. Nur in der Armee sind Mischehen erlaubt, sei es dafs man den Soldaten als ohnehin vom Himmel ausgeschlossen betrachtet, sei es dafs die uralte Regentenweisheit „alles taten sie hudeln und schänden, den Soldaten trugen sie auf den Händen" noch immer auch die höchste ist. Wir waren durch alle möglichen Protektionen und Gesandtschaften bis an den Kaiser, bis an den Papst gegangen — umsonst! Denn ein Gregor war Papst und ein Monico Patriarch von Venedig und die letzte Antwort, die wir von jenem erhielten war: Solange ich lebe, werde ich nicht in Mischehen willigen.

Während solcher jahrelangen Verhandlungen, die sämtlich fehlschlugen, wurde das Leben in unserm Hause oft recht unerquicklich. Wir hatten da eine weinende Braut und einen gegen die Pfaffen tobenden und wütenden katholischen Bräutigam. Der scheinbar einfache Ausweg des Übertrittes zum Protestantismus hätte nichts geringeres bedeutet als die sichere Vernichtung seiner ärztlichen Existenz durch Klerus und Regierung, und mit dem Heiraten wäre es dann erst recht nichts gewesen.

Was indessen dem erwähnten Petitionieren, Supplizieren und Spendieren nicht gelingen wollte, sollte plötzlich — auf der Kegelbahn! möglich werden.

Die östreichischen Offiziere hatten innerhalb des Festungsrayons auf dem Lido, im Garten eines Schanzkorporals, eine Kegelbahn anlegen lassen und auch uns zur Teilnahme an dem vaterländischen Spiel ein für allemal eingeladen. Dort lernten wir, unter vielen Andern, einen Hauptmann v. Putheany und den Feldkaplan Toth von einem in Venedig stehenden ungarischen Regimente kennen. Beide Herren wurden Gäste meines Hauses, in dem man damals nicht eine Stunde verweilen konnte, ohne von Heiratsschwierigkeiten und Lamentationen Kenntnis zu erlangen. So lernten wir die in der Armee geltenden Heiratsgesetze kennen und erfuhren, dafs auch solche, die mindestens sechs Wochen in irgend einem Dienstverhältnis zum Militär standen, der bezüglichen Militärprivilegien teilhaftig wurden. Gesagt, getan. Hauptmann v. Putheany übergab dem Dr. Fassetta folgendes, in sehr fragwürdigem Deutsch verfafstes Zeugnis:

„Das Valentino Fassetta mir seit drei Monaten dient, bezeuge ich hiermit“. Und auf dieses Stück Papier hin vollzog der Herr Kaplan Toth die rechtsgültige Einsegnung der Ehe in der Garnisonskirche.

So war denn meine Schwester endlich Frau Fassetta geworden und eitel Lust und Freude im Hause, noch erhöht durch das allseitige innige Behagen darüber, dafs es gelungen war, der hohen und höchsten Klerisei ein so vortreffliches Schnippchen zu schlagen.

Ich habe oben von der erbarmungswürdigen Schutzlosigkeit des Deutschen im Auslande gesprochen. Es war mir nicht erspart, auch in dieser Hinsicht meine Erfahrung zu machen, wie die folgende, in das Jahr 1846 fallende Begebenheit beweist:

Venedig ist Freihafen, das heifst kurz gesagt: Jeder Ausländer ist eingeladen, sich dort niederzulassen und durch einfache Lösung eines Betriebs-Patentes, unter dem Schutze kaiserlichen Privilegiums, in allen Warengattungen der Welt freien Handel zu treiben, ohne dafs diese Waren irgend einer Zollpflicht oder Kontrolle unterworfen wären, mit alleiniger Ausnahme der k. k. Monopolsartikel Salz, Tabak und Schiefspulver. Somit ist Venedig, in Beziehung auf den Warenverkehr im Innern der Stadt und auf die Wiederausfuhr in nicht östreichische Länder, zollgesetzlich als Ausland angesehen.

Für das Innere der östreichischen Monarchie bestand damals noch das berüchtigte und nun endlich gerichtete Prohibitions-System, dieses schlechteste unter allen Mitteln zur Hebung der Industrie eines Landes, selbst wo es gelänge die Grenzen ausgiebig gegen den Schmuggel zu sperren. Denn die heimische Industrie wird niemals mit den Fortschritten des Auslandes gleichen Schritt halten, wenn ihre Produkte dessen Konkurrenz nicht zu begegnen haben. Doppelt zwecklos und verderblich aber war jenes System für das Vaterland aller Korruption — Östreich.

Es nötigte Östreich, bei der grofsen Ausdehnung seiner Land- und See-Grenzen, ein ungeheures Heer von „Finanz"- (d. h. Zoll-) Wächtern zu besolden, deren Bestechlichkeit aber so allgemein bekannt war, dafs man von ihnen landläufig sagte: „Der östreichische Douanier weifs weiter nichts, als dafs der Napoleon d'or des Paschers mehr wert ist, als die vierzig Kreuzer Tageslöhnung des Kaisers".

Hieraus ging nachgewiesenermafsen hervor, dafs nicht e i n e Elle, nicht e i n Lot ausländischer, also verbotener, Ware

weniger in Östreich anzutreffen war, als wenn deren Eingang mittelst eines angemessenen Schutzzolles gestattet gewesen wäre, dafs folglich der inländischen Industrie aus der Prohibition keinerlei Nutzen erwachsen konnte, den kaiserlichen Kassen aber ein ungeheurer Ausfall entstand, einerseits durch die Besoldung des gerühmten Finanzheeres, andererseits durch den gänzlichen Wegfall jeglicher Zolleinnahme, die viele Millionen hätte betragen müssen. Dazu kommt dann noch, dafs die Bevölkerungen aller Grenzländer, wo mit allzuhohen Zöllen oder gar mit gänzlichem Eingangsverbot zu rechnen ist, stets und unweigerlich mit Gewalt entsittlicht werden, weil die Versuchung zum Schmuggel unwiderstehlich, und weil vom Pascher zum Räuber und Mörder nur ein Schritt ist.

So viel über das k. k. Prohibitions-System, das seinen zur Schau gestellten Zweck so gänzlich verfehlte, dafs man sein langes Leben nicht begreifen könnte, wenn man nicht wüfste, dafs die strenge Grenzsperre ganz besonders auch gegen Produkte des Geistes und gegen politisch anrüchige Personen gerichtet war. Östreich hat ja nie danach gefragt, was eine Mafsregel kosten könne, wenn diese zum Schutze eines politischen oder kirchlichen patriarchalen Verdummungszweckes für nötig befunden wurde.

Was nun mich selbst und meinen Zusammenstofs mit der k. k. Finanzbehörde, von dem hier die Rede sein soll, anbelangt, so mufs ich noch vorausschicken, dafs es kein östreichisches Gesetz gibt, das dem Kaufmann verböte, seine Ware innerhalb Venedigs an jeden zu verkaufen, also auch an die Bewohner des Festlandes, ja selbst an bekannte Schmuggler.

Wie hätte der Verkäufer danach zu fragen, was mit der von ihm verkauften Ware geschieht? Zur Verhinderung des Schmuggels sind die Finanzwachen da, nicht der Kaufmann, der sich nur die einzige Frage zu stellen hat, ob sein Käufer zahlungsfähig ist oder nicht.

Im Sommer 1846 wurden die ersten Manufakturenhäuser Venedigs in einer und derselben Stunde von aus Finanz- und Polizeibeamten zusammengesetzten Kommissionen überfallen, die den Auftrag ankündigten, unsere Bücher zu untersuchen. Unter diesen Firmen befand sich auch die meines vorgenannten englischen Freundes, Malcolm Brothers, deren Inhaber in dem stolzen, uns Deutschen so völlig versagten Gefühl, dafs hinter jedem Engländer die diplomatische Vertretung und hinter dieser die gesamte Macht des Heimatlandes steht, ganz ruhig erklärten: „Wer es wagt, in unserm Hause, ohne unsere Erlaubnis unsere Bücher zu berühren, den schlagen wir zu Boden, dafs er das Aufstehen vergifst." Die Herren Kommissäre fanden es solchem Empfang gegenüber geraten, sich zurückzuziehen, allerdings unter Androhung verstärkter Rückkehr. Aber bevor diese Drohung ausgeführt werden konnte, hatten die Malcolms ihren Konsul zur Stelle gerufen, auf dessen sofortigen und energischen Protest beim k. k. Gouverneur, von erneutem Einschreiten abgesehen wurde. Immerhin scheint der Gouverneur, Exzellenz Graf Palffy, nicht recht gewufst zu haben, wie er sich zwischen Engländern und Polizei zu verhalten habe, denn erst auf die Beschwerde des englischen Gesandten in Wien, an den der Konsul in Venedig noch am nämlichen Tage seinen Sekretär abgeschickt hatte, wurde vom k. k. Ministerium das Verfahren gegen Gebrüder Malcolm,

als ungesetzlich und dem Grundsatz des Freihafens zuwiderlaufend, endgültig aufgehoben und sowohl der Polizei als der Finanz-Intendantur ein Verweis erteilt.

Auch ich protestierte sofort gegen das Antasten unserer Bücher, auch ich beanspruchte noch an demselben Tage, die Dazwischenkunft des Königlich Preufsischen, zugleich mit der — rein nominellen — Vertretung mehrerer deutschen Kleinstaaten betrauten Konsuls. Dieser jedoch, damals der reiche israelitische Bankier Cavaliere Treves, fand sich, obgleich mein Kollege in der Handelskammer und trotz des englischen Beispiels, „nicht veranlafst in die Sache einzugreifen." So wurde denn in unsern Geschäftslokalen eine förmliche Haussuchung gehalten und, meines zu Protokoll gegebenen Protestes ungeachtet, einige unserer Bücher, in denen man Namen aus den Städten des venezianischen Festlandes gefunden hatte, auf das Finanzamt geschleppt. Wir, die Deutschen, wurden dann während der folgenden 18 Monate, sage anderthalb Jahren, mehrmals vorgeladen und erhielten endlich, nach Ablauf jener langen Zeit, unsere Bücher mit der Erklärung zurück, „dafs nichts gegen uns vorliege". Ein und ein halbes Jahr aber lieferten wir Deutschen Stoff zum Stadtgespräch und wurden von den Angehörigen der andern fremden Nationen ausgelacht! Auf unser Ansuchen um Genugtuung wurde uns erwidert, wir seien ja schon gerechtfertigt, da man keine Schuld an uns gefunden habe!

Der Zweck dieser Nachforschung im Freihafen lag auf der Hand: Man wollte sich in unsern Büchern die Kenntnis der Firmen des Festlandes verschaffen, die in Venedig Einkäufe machten, um dann gegen sie den Feldzug zu eröffnen.

Ein Verfahren, das eben so ungesetzlich als aussichtlos, also einfach erzdumm war. Die Untersuchungen, die in Padua, Vicenza, Verona und andern Städten des Festlandes während langer Monate verhängt wurden, mufsten natürlicherweise erfolglos bleiben, denn wenn der Käufer auch hundertmal in unsern Büchern stand, so konnte er ja das Gekaufte nach Modena, in die Toskana oder nach dem Kirchenstaat, d. h. zollpolitisch ins Ausland, von Venedig aus versandt haben. Die k. k. Finanzbehörde hätte wahrlich ihre Zeit und ihr Geld besser verwenden können, denn der wirkliche Schmuggler — wenn er sich nicht an der Grenze erwischen läfst, was, wie angedeutet, die eigenen Angestellten der Zollämter zu verhindern wissen — wird nie Papiere oder Waren in seiner Behausung finden lassen.

Die Moral solcher Geschichten ist einfach die, dafs die östreichischen Finanzbeamten einerseits den Schmuggel an der Grenze, der ihr Haupteinkommen ausmacht, gar nicht hindern wollen, dafs sie aber doch den vorgesetzten Stellen in Wien, von denen sie beständig zu gröfserer Wachsamkeit angespornt werden, ihren Diensteifer betätigen müssen. So verfallen sie auf Ungeheuerlichkeiten, bei denen sie, so lange „nur“ Deutsche — und italienische k. k. Untertanen — belästigt werden, kaum einen Verweis zu befürchten haben.

In Venedig werden von den Schmugglern von Zeit zu Zeit Posten veralteter oder verdorbener Ware zu Schleuderpreisen aufgekauft zu dem Zwecke, dieselben bei einem mit der k. k. Finanz verabredeten Überfall im Stiche zu lassen, damit doch ja diese getreuen Wächter mindestens ein paarmal im Jahre greifbare Beweise ihrer Tätigkeit

liefern können und in Wien nicht gänzlich in Verruf geraten.

Und doch ist nicht alles faul im Staate Östreich!

Es gibt nichts treuherzigeres, biedereres als den Östreicher von echtem Schrot und Korn. Der Kaiser, ein Erzherzog, der Staatskanzler oder ein Minister sind für ihn noch der Inbegriff alles Großsen, Erhabenen, Unfehlbaren. Das hat der Östreicher schon mit der Muttermilch eingesogen, und so etwas sitzt fest. Speis' und Trank „nur immer alles recht gut, lieber etwas mehr" darf ihm allerdings nicht geschmälert werden. Und in der Tat kümmert sich keine Regierung mehr als die östreichische um das leibliche Wohl ihrer getreuen Untertanen und besonders ihrer lieben Wiener.

Der Richterstand und die Rechtspflege (ich kann nur vom merkantilen Standpunkt sprechen, denn politisch gibt es überhaupt keinen Richter außer der Polizei) sind die ehrenhaftesten und besten, die es geben kann, wenn auch das Verfahren nicht rascher ist, als anderwärts. Für das lombardisch-venezianische Königreich besteht noch der napoleonische Code de Commerce, freilich im Laufe der Zeit mit einer so großen Anzahl von k. k. Erläuterungs- und Ergänzungs-Dekreten ausgestattet, daß diese zehnmal mehr Druckseiten einnehmen als der Kodex selbst und daß nicht selten ein Dekret das andere aufhebt. Diese dickleibige Sammlung von Dekreten wird „*il Regolamento*" genannt, aber auch mit ihm bleibt vor den östreichischen Handelstribunalen schließlich das Weiße weiß und das Schwarze schwarz, was leider nicht von allen Teilen des deutschen Vaterlandes gesagt werden kann. Da scheint zuweilen der gesunde Menschenverstand an der Schwelle

der Gerichtsstube aufzuhören und es weniger auf die Gerechtigkeit einer Sache anzukommen, als darauf, welche Partei den geriebensten Anwalt hat.

Doch kehren wir zurück zu Östreich.

Nichts sieht gütiger, herablassender und einfacher aus, als Seine k. k. apostolische Majestät Ferdinand I und die sämtlichen kaiserlichen Hoheiten seines hohen Hauses. Diese liebenswürdige Einfachheit grenzt sogar hie und da an eine Art von Unbeholfenheit, vermöge welcher der hohe Audienzgeber bescheiden die Augen niederschlägt oder Gefahr läuft, daſs ihm das Schwert, das alle diese hohen Herren doch von Kindesbeinen an zur Seite zu tragen gewohnt sind, gelegentlich zwischen die allerhöchsten Beine gerät und dort Unheil anrichtet.

Wenn du das hohe Glück hast in Audienz empfangen zu werden, kann es keine herablassendere, gutmütigere Biedermännischkeit geben als die, mit welcher man dir, nachdem du dein Sprüchlein hergesagt hast, zu antworten geruht: „Wir werden halt schauen, was sich machen läſst.“ Dies heiſst so viel, als daſs du nun anfangen, oder wieder anfangen muſst, den gewöhnlichen Instanzenweg einzuschlagen und daſs dich die k. k. Majestät oder die sie vertretende kaiserliche Hoheit allergnädigst für immer vergessen haben, sobald sich die Tür hinter dir geschlossen.

Es ist in allen Fällen von einem Bürgerlichen bare Torheit, für die zu einer Audienz bei Hofe vorgeschriebenen neuen weiſsen Handschuhe nebst sonstigem Zubehör Geld auszugeben, sofern ihm nicht gewichtige Protektionen, am besten in langen Gewändern, den Boden schon geebnet haben.

denn hinter der rührenden Herablassung und der gewohnten, gütigen Phrase steckt doch weiter nichts als ein Teil des allgegenwärtigen **In Hoc Signo**.

Zum Beschluſs dieses Abschnittes, und gewissermaſsen als Überleitung in dem folgenden, soll noch erzählt werden, wie ich, zum ersten und einzigen Mal während meines ganzen zwanzigjährigen Aufenthaltes in Venedig, in ernster Weise mit der „*Autorità politica*“ zu tun bekam.

Es war dies um die Iden des März 1848, als auch die Venezianische Luft, obgleich amtlich gegen jede andere sorgfältig abgeschlossen, schon stark mit dem heiligen Geiste der Freiheit geschwängert war, der in jenen Tagen über Europa dahinfuhr. Um diese Zeit befanden sich zwei an mich empfohlene junge Berliner in Venedig, der eine der seit seinem Duell mit Manteuffel, in der Reaktionszeit, hervorgetretene Karl Twesten, der andere ein Referendar Lübcke. Beide sehr liebenswürdige und gebildete Menschen, aber, obgleich Freunde, sehr verschiedenen Temperaments. Denn während der um einige Jahre ältere Twesten die Überlegung selbst darstellte, war Lübcke der personifizierte, stets sprudelnde Berliner Witz, ein Mensch „qui se fait pendre pour un bonmot.“ So geschah denn das in Venedig bis dahin Unerhörte, daſs, als wir an einem der besagten Tage auf dem Markusplatze, unter einer groſsen und schon sehr erregten Menschenmenge, spazieren gingen, Lübcke ganz plötzlich, als hätte ihn die Tarantel gestochen, seinen Hut schwenkend, zu wiederholten Malen laut ausrief: *Evviva San Marco! Evviva la Repubblica!*

Fort! Fort! war alles was ich denken und sagen konnte und so gelangten wir denn auch glücklich aus dem Gedränge

und, durch Seitengäſschen, ein jeder nach Hause. Meine Hoffnung aber, daſs Lübekes Geschrei nicht in besoldete Ohren gedrungen sein werde, erwies sich bald als trügerisch, denn es verging keine Stunde ehe ich die Aufforderung erhielt „augenblicklich" auf der Polizeidirektion zu erscheinen.

Dort wurde ich zuerst angefahren, wie wenn ich ein Hochverräter wäre. Als ich jedoch geltend machte, daſs ich der hohen Polizei sehr wohl bekannt sein müsse, da ich seit 18 Jahren in Venedig wohne und daſs ich unmöglich für jeden der, wie man wisse, vielen an mich empfohlenen Fremden einstehn könne, wurde der Ton bedeutend milder. Allein, obwohl ich mich nach besten Kräften bestrebte, Lübcke, der an diesem Tage etwas gut getafelt habe, als einen zwar sehr lebhaften aber gänzlich harmlosen, ja nach meiner Überzeugung „gutgesinnten" jungen Menschen darzustellen, sollte es mir doch unmöglich sein, die Erlaubnis zu dessen weiterem Verbleiben in Venedig auszuwirken. Er erhielt seinen Paſs noch an demselben Abend, mit dem Befehl, am folgenden frühen Morgen abzureisen. Und wie ich später erfuhr, konnte er von Glück sagen, daſs ihm nicht Schlimmeres geschehen. Denn da er „nur" ein Deutscher war, hatte man es ja in der Hand, nach Belieben mit ihm umzuspringen.

Die venezianische Revolution.

Der Verlauf der Begebenheiten in Venedig in den Jahren 1848/49 ist vielfach beschrieben worden und ich beabsichtige hier weniger, die einzelnen Geschehnisse zu verzeichnen, als vielleicht da und dort eine Lücke auszufüllen, einiges von unserer kleinen deutschen Kolonie zu berichten und vor allem die Frage klären zu helfen: Wie ist es überhaupt möglich gewesen, daſs Venedig für Östreich verloren gehen konnte? Eine Frage, die von italienischer Seite mit dem Hinweis auf den venezianischen Heldenmut beantwortet, von Östreich aber, aus sehr gerechtfertigtem Schamgefühl, umgangen wird.

Als die Kunde von den Februarereignissen in Frankreich ganz Europa gleich einem elektrischen Schlage durchzuckte und namentlich auch die unglücklichen Italiener an ihren Ketten zu rütteln begannen, wie bevorzugt schätzten wir Deutschen uns damals, vor allen Städten Italiens gerade Venedig zu bewohnen! Venedig, dieses schon durch seine Lage und vollends durch die ungeheuren Verteidigungsmittel, mit welchen es zu Wasser und zu Lande versehen war, vielleicht uneinnehmbarste aller Bollwerke. Diese gewaltigste Festung konnte — so dachten wir — nie anders als etwa

durch Friedensschlufs gewonnen werden, falls die Revolution auf dem Festlande überall Siegerin bleiben sollte.

1000 bis 1200 Kanonen, verteilt auf den die Stadt umgebenden Inseln, den Hafeneinfahrten, dem Lido, dem Arsenal, dem Fort Malghera und andern befestigten Punkten, die freilich zumeist nur Invaliden anvertraut waren. In der Stadt selbst hinlängliche Mannschaft von den Regimentern Kinsky und Wimpffen, sowie von Kroaten und Grenzern. Überdies abgeschnitten von aller Hilfe, auf die es etwa von der Revolution in Italien hätte hoffen können: Sollten wir uns da nicht sicher und geborgen wähnen, wie in Abrahams Schofs? Mufs es da nicht wie ein Märchen klingen, dafs dieses Venedig durch ein halbes Dutzend Advokaten und einen schreienden, unbewaffneten Volkshaufen seinen Besitzern hat entrissen werden können?

Nur dafs es Östreich, wie überall in jener denkwürdigen Zeit, so auch hier erging. Wie in Komorn und andern ungarischen Festungen, wie selbst dem gefürchteten Radetzky anfangs in Mailand, und wie später noch, 1859, den Gyulai, Eynatten und Konsorten.

Bomben und andere Kriegsmunition waren faul und unbrauchbar, obgleich alljährlich so viel Geld dafür verrechnet und bezahlt worden war, dafs alles in bestem Zustande hätte sein müssen. In den Kanonenläufen nisteten die Spatzen, während man in Wien überzeugt war, auf dem „Lorbeerzweig Venedig“ ruhig schlummern zu können.

Wenn Östreich überhaupt der Vorwurf trifft, dafs die Höchstkommandierenden in seinen Festungen in der Regel Invaliden waren, so gilt dies ganz besonders von Venedig.

allwo die hohen Militär- und Zivil-Chargen, seit Anbeginn seiner Herrschaft daselbst, als Sinekuren für alte, abgelebte oder sonst unfähige Menschen betrachtet wurden.

Schon als ich 1830 nach Venedig kam war der Herr Stadt- und Festungskommandant, Feldmarschalleutnant Richter, ein Invalide. Ein Männchen, das nur noch schlief und kaum mehr gehen konnte. Er war so glücklich, nur ruhige Zeiten zu erleben.

Nach ihm und dem als Zivil-Gouverneur neben ihm gestandenen Grafen Spaur, wurden uns Graf Palffy als Zivil-Gouverneur, ein zwar noch jüngerer, aber gänzlich unbedeutender Mensch, nebst dem alten Feldmarschalleutnant Grafen Zichy, als Stadt- und Festungskommandant. Dieser, der wohl 30 oder 40 Jahre früher ein stattlicher Kavalier und Husar gewesen sein mag, war aber jetzt nur noch ein schwerfälliger Greis, von dem sich weiter nichts rühmen läfst, als dafs er der erste Feinschmecker und beste Koch Venedigs gewesen ist, der seine ganze Zeit in der Küche und bei Tafel zubrachte.

Unter solchem schlaffen Regiment stand denn auch in Venedig das in Östreich heimische, unausrottbare Bestechungs- und Unterschleifwesen in vollster Blüte und selbst Entdeckungen und Bestrafungen, die hie und da stattfanden, haben niemals vermocht ihm zu steuern. Es ist in Fleisch und Blut der östreichischen Beamtenwelt gedrungen, trägt unzweifelhaft einen grofsen Teil der Schuld an den zerrütteten Finanzzuständen Östreichs und es scheint beinahe, als habe man sich darein gefunden, „dafs es halt ein unheilbarer Schaden ist.“

Auch in Venedig hatte die Regierung, nicht sehr lange vor 1848, eine grofsartige Lehre erhalten, die ihre Wach-

samkeit auch auf andere Punkte hätte leiten können, wenn man nicht blind gewesen wäre, oder wenn gar mancher nicht blind hätte sein müssen.

In der k. k. Marine waren um die Jahre 1845/46 die ungeheuersten Unterschleife an den Tag gezogen worden. Millionen, die im Lauf der Jahre für den Unterhalt der Kriegsschiffe, Arsenale, Werften u. a. verrechnet und ausbezahlt worden waren, stellten sich als zum grofsen Teil ihren Zwecken abwendig geworden und verschwunden, Schiffe, Tauwerke, Anker, Werkzeuge u. dergl. aber als in schlechtestmöglichem Zustande sich befindend, heraus. Infolge der bezüglichen Untersuchung, die eine Art von Einverständnis vom Admiral bis zum Schiffsjungen ergab, hatten eine Menge von Chargen und Marine-Verwaltungsbeamten Strafe oder unrühmlichen Abschied erhalten und in Venedig wurde der Admiral Paolucci durch den jungen Erzherzog Friedrich (Sohn des östreichischen Helden E.-H. Karl) ersetzt, der aber, für ihn zur guten Stunde, wenige Tage vor dem Ausbruch der Revolution starb.

Die eben geschilderten Menschen und Zustände fanden die Märztage, mit Ausnahme der vier Festungen Verona, Mantua, Peschiera und Legnago, im ganzen lombardisch-venezianischen Königreiche, ganz besonders aber in Venedig. Es kann demnach kaum mehr wunder nehmen, dafs ein Graf Palffy, als er von dem erwähnten halben Dutzend Advokaten zum Abzug aufgefordert wurde, die denkwürdige Antwort gab: „Wenn es so steht, meine Herren, dann lege ich zur Stunde meine Vollmachten in die Hände des Militär-Gouverneurs nieder“, und dafs dieser, der Graf Zichy, sogleich erklärte:

„Er wolle das schöne, monumentale Venedig nicht in einen Schutthaufen verwandeln."

Sprachens und zogen ab, mit allen Truppen und Beamten und obendrein mit Zurücklassung aller Kassen, Waffen, Munition und sämtlicher sonstiger Vorräte.

Kann es ferner wunder nehmen, dafs die beiden bewaffneten Blockhäuser des Forts Malghera schon tags zuvor von dreifsig Fischern und Barkenführern überrumpelt und genommen, und ebenso das weltberühmte Arsenal von Venedig durch einen mehr tobenden als bewaffneten Volkshaufen, unter einigen nichtmilitärischen, aber entschlossenen Führern erstürmt worden war?

Wahrlich, wenn damals ein einziger Offizier in Venedig gewesen wäre, der es auf sich genommen hätte, die Herren Palffy und Zichy einsperren zu lassen, der Advokaten-Deputation mit Pistolen in der Hand — wie es Gorskowsky in Mantua tat — entgegenzutreten und das schreiende Volk nur eine Stunde lang mit Kartätschen bedienen zu lassen, es konnte nicht fehl gehen und wäre die schönste Gelegenheit gewesen, den Maria-Theresien-Orden zu erwerben.

Feldmarschalleutnant Culoz, der sich gerade in Venedig befand, soll sich einen Augenblick mit solchen Gedanken getragen haben. Es scheint jedoch, dafs er sich nicht für befugt gehalten habe und dafs auch bei ihm, einem sonst als tapfer bekannten Offizier, die Besorgnis, im Fall des Mifslingens sein Leben in einer Festung zu beschliefsen, über die Forderung der militärischen Ehre den Sieg davongetragen habe.

Von diesen Tagen schimpflichen Kapitulierens und Abziehens ist auf östreichischer Seite nur ein Vorfall zu erwähnen.

vor dem sich das Auge nicht mit Ekel abzuwenden braucht und der um so mehr einer ehrenden Erwähnung wert ist, als er sich inmitten einer unglaublichen Verwirrung und Entmutigung der Truppen zutrug. Wie oben erwähnt, befand sich das (steyrische) Regiment Kinsky in Venedig. Während nun alle andern, außer einer ziemlichen Anzahl Italiener vom Regiment Wimpffen, die sich zum Volke schlugen, laut Kapitulation ohne Waffen abzogen, verschanzten sich die braven Steyrer so gut es gehen wollte in ihrer Kaserne und bestanden darauf, nicht anders als mit Waffen, Gepäck und klingendem Spiel abzuziehen. Vergebens ließen die Venezianer die Kaserne mit Kanonenbooten umringen, vergebens wurden die Geschütze vor den Augen der Eingeschlossenen geladen und gerichtet, die braven Leute wollten sich lieber unter dem Schutt ihrer Heimstätte begraben lassen, als sich an Zichys und Palffys Schmach beteiligen. Nach zweitägigem Parlamentieren mußte ihr Wille geschehen.

Wenn dieser Zwischenfall dem Regiment Kinsky zu ewiger Ehre gereicht, so ehrt er nicht weniger die Venezianer und vor allen den edlen Manin, der den Hauptanteil an dem Beschluß hatte: „In diesen Tapfern das Unglück zu ehren“. Eine andere zwingende Ursache als diese hochherzige Erwägung war nicht vorhanden, denn man hatte die Steyrer vollständig in der Gewalt und hätte sie bis auf den letzten Mann zusammenschießen oder auch nur einfach aushungern können.

So aber wurden sie auf mehreren Fahrzeugen eingeschifft und fuhren „Gewehr beim Fuß“ unter den Klängen der östreichischen Nationalhymne und unter dem Zujauchzen und

Hüteschwingen der halben Bevölkerung Venedigs, längs der „*Riva dei Schiavoni*“ dem Meere und Triest zu, indes die andern Truppenteile mit dem bloſsen Kostbeutel, in kleinen Abteilungen, abgezogen waren.

Ehre den braven Steyrern! Ehre aber auch den Venezianern! Es war dieser Abzug einer tapfern Kriegerschar das Erhabenste, was die 18 Monate dauernde, an vielem Schaugepränge und allerdings auch an schönen Augenblicken reiche Revolutionszeit in Venedig vorzuzeigen hat. Doppelt erhaben, weil er mit diesem Akt des Heldenmutes von der einen und des Edelsinnes von der andern Seite eine schöne Weihe empfing und weil ein von Straſsenaufruhr, Erstürmung des Arsenals und Malgheras noch wutschnaubendes Volk östreichischen Soldaten mit tausendstimmigem *Evviva* und *Bravi!* das Geleit gab.

Das Regiment Kinsky rückte von Triest sogleich über Görz und Udine wieder in Italien ein und hat sich später auch in der Schlacht von Santa Lucia di Piave so wacker gehalten, daſs F.-M.-L. Culoz, vor der Front seinen Federhut abnehmend, ausrief: „Ich werde nie mehr anders als entblöſsten Hauptes vor diesem braven Regiment erscheinen!“

In nicht viel rühmlicherer Weise als Venedig an die Revolution verloren ging, war, nach dem durch die berühmten „*cinque giornate*“ erzwungenen Abzug Radetzkys von Mailand das gleiche mit den Lombardischen Provinzen geschehen und nach dem Verlust Venedigs wurden auch die venezianischen Provinzen, man kann sagen ohne Schwertstreich, aufgegeben. Fast muſs man annehmen, daſs die in Padua, Rovigo, Chioggia und auf der andern Seite in Treviso, Vicenza,

Belluno, im ganzen Friaul und in der kleinen Festung Palma kommandierenden östreichischen Offiziere die Überzeugung gewonnen hatten, es sei des Kaisers Wille und Befehl, sein Lombardisch-Venezianisches Königreich aufzugeben. Und in der Tat, nachdem das Ungeheure in Venedig geschehen war, konnten die Befehlshaber auf dem Festlande kaum anderes voraussetzen.

So war denn, ehe man sich dessen in Wien recht bewufst werden konnte, mit Ausnahme der oben genannten vier Festungen, das ganze Königreich an die Italiener verloren worden.

Wenn nun einerseits diese Begebenheiten den Beweis liefern, wie vieles faul war im Staate Östreich, so mufs man anderseits den Siegestaumel, von dem die Italiener ergriffen wurden, der allzugrofsen Leichtigkeit ihrer Triumphe zuschreiben. Man bildete sich redlich ein, man habe die Östreicher durch eigene Tapferkeit ein für allemal hinausgeworfen. In Venedig gab es damals nur einen Mann, der begriff und der provisorischen Regierung und dem Volke täglich laut verkündete, was Not tat. Dieser eine war der alte, beliebte Schauspieler Modena. In feurigen Reden und schwungvollen Maueranschlägen wiederholte er immerzu: „Schafft Soldaten, Soldaten, Soldaten!“ Aber er wurde von oben überhört und von unten verhöhnt und die Venezianer, vom ersten bis zum letzten, gefielen sich in ihrer Siegestrunkenheit bei Festgeprängen, theatralischen Aufzügen, Fahnenweihen und, nicht zum wenigsten, in sich selbst vergötternden poetischen Ergüssen. Ja sie wurden selbst dann nicht nüchterner, als später eine italienische Stadt nach der andern von den Östreichern wieder besetzt wurde.

Im Hafen hatten wir zuerst ein neapolitanisches Geschwader und, nachdem dieses von dem schnell wieder zu Östreich bekehrten Ferdinand II zurückgerufen worden war, eine sardinische Flotille. Vor beiden wagte die östreichische Flotte, im Bewufstsein ihres mangelhaften Zustandes nicht, sich zu zeigen. Dies dauerte bis zum Frühjahr 1849 und so lange war in der Tat für Venedig nichts zu befürchten, denn Lebensmittel aller Art und in ausreichender Menge strömten uns auf dem freien adriatischen Meere, zumeist aus den päpstlichen Staaten, zu. Man konnte unter den Flügeln des Sankt-Markus-Löwen in sorgloser Fröhlichkeit leben, was denn auch in vollem Mafse geschah. Es ist schwer, sich einen Begriff von der Lebhaftigkeit und der Schwärmerei der Italiener zu machen, nur schade, dafs sie sich damals öfter in kindischer als in männlicher Weise äufserten, obgleich es auch keineswegs an Aufopferungsfähigkeit gebrach, die in Augenblicken der Begeisterung Gut und Blut für nichts achtete. Wenn beliebte Redner wie Manin, Ugo Bassi, der Feind des Papstes, obgleich Priester, oder der ebenfalls revolutionäre Pater Gavazzi zum Volke sprachen, so häuften sich auf dem Markusplatze Berge von Silber, Gold und Geschmeiden, die Männer und Frauen pro patria von sich warfen. Ebenso können aus dem Jahre 1849, als die östreichischen Geschütze die Lagunen umstellt hatten und von der Land- und Seeseite Tod und Verderben über die Stadt spieen, viele, sehr viele Taten des Heldenmutes und der Todesverachtung berichtet werden, zumeist vollbracht von jungen Leuten, die ihr Leben bis dahin im *dolce farniente* zugebracht, oder doch nie anderes als die Elle oder höchstens das Ruder gehandhabt hatten. Die lange

Verteidigung der Eisenbahnbrücke, vom Mai bis August 1849, anfangs von der Festung Malghera und den Lagunenforts San Giuliano und San Secondo, später aber, nachdem die beiden erstgenannten von östreichischen Bomben in Trümmerhaufen verwandelt waren, nur noch von San Secondo und der an mehreren Stellen gesprengten Brücke aus, hat Taten aufzuweisen, den glänzendsten an die Seite zu stellen, wenn sie auch später von den Venezianern nicht konnten und von den Östreichern nicht wollten zur Kenntnis der Welt gebracht werden.

Mit dem Ausgange der Schlacht von Novara (23. März 1849) war jedoch auch Venedigs Schicksal unwiderruflich entschieden, und von diesem Tage an sollten für alle Bewohner der unglücklichen Stadt, bis zum 24. August, an dem die Östreicher durch Kapitulation wieder einrückten, nur Tage des Schreckens folgen, der während der heifsen Monate durch Wassermangel, Hungersnot und ein furchtbares Auftreten der Cholera bis zur Verzweiflung gesteigert wurde.

Die Schiffe des bei Novara geschlagenen Carlo Alberto mufsten nun, auf Befehl des Siegers, Hafen und Reede Venedigs verlassen und sich in die sardinischen Häfen des mittelländischen Meeres zurückziehen. Kaum waren sie aufser Sicht, so erschienen, gleich Gespenstern der Rache und des Todes, aus ihren Schlupfwinkeln der istrischen und dalmatischen Küsten, die schwarzen Rümpfe östreichischer Kriegsschiffe. Sie hatten zwar nie gewagt, zwischen den von Östreich selbst errichteten Hafenbefestigungen hindurch, die Einfahrt nach Venedig zu erzwingen, aber dem, was sie jetzt konnten und taten, nämlich die Stadt von der Seeseite völlig abzuschliefsen,

wäre jenes noch vorzuziehen gewesen, denn besser würde für uns ein Ende mit Schrecken gewesen sein, als die nun folgenden Schrecken ohne Ende. Die gezogenen Schiffsgeschütze waren damals glücklicherweise noch nicht erfunden, sonst würde von Venedig kein Stein auf dem andern geblieben sein.

Durch die Ergebnisse von Novara und die auf dem Festlande gewonnenen freien Hände, konnte nun Östreich seine ganze Macht gegen Venedig kehren, was auch unmittelbar in vollstem Maſse geschah. Das die Lagunen begrenzende Festland wurde, zuerst unter Haynau, mit ungeheuren Artilleriekräften besetzt. Dadurch entstand zunächst in uns für einige Tage die Hoffnung, daſs Venedig, unter so drohenden Umständen, den Aufforderungen der östreichischen Befehlshaber zur Übergabe der Stadt, Gehör schenken werde. Der Minister von Bruck war, solcher Unterhandlungen wegen, eigens aus Wien vor Venedig eingetroffen und mindestens neun Zehntel der Einwohnerschaft beteten im Stillen für das Zustandekommen einer Kapitulation. Aber anders war es in den Sternen geschrieben!

Infolge der Niederlagen, welche die Italiener auf allen Punkten der Halbinsel erlitten hatten, war Venedig die letzte Hoffnung und Zufluchtsstätte von 18—20000 versprengten Patrioten, Piemontesen, Lombarden, Toskaner, Romagnolen, Neapolitaner geworden, und mit diesen auch einer Anzahl Ausländer als Ungarn, Polen und sonstigen rebellischen östreichischen Untertanen, deren Mehrzahl bei einer Übergabe der Stadt nichts anderes als Kerker, Kugeln oder Galgen zu erwarten hatten. Diese sämtlichen Flüchtlinge bildeten, nebst einem angeworbenen Schweizerbataillon, zugleich den Kern

der militärischen Macht Venedigs und für sie schien ein Widerstand bis zum äufsersten das einzige, was ihnen übrig blieb. Zudem trug man sich immer noch mit der eitlen Hoffnung auf ein Einschreiten Englands und Frankreichs und Gerüchte liefsen die aufständischen Ungarn schon bis Triest vorgedrungen sein. Diese Gerüchte waren ersichtlich nur von den Säbelmännern, zu gunsten ihrer Wünsche, ins Volk geworfen und was die französische und englische Hilfe betraf, so hielt die provisorische Regierung den sowohl von Palmerston als von Drouyn de l'Huys erhaltenen Rat zu schleunigster Unterwerfung während mehrerer Tage geheim. Täglich hatten wir Nachrichten von naher Hilfe, nur dafs eine erlogener als die andere war. Leicht konnte man ihnen Glauben verschaffen, denn von der Aufsenwelt waren wir bereits gänzlich abgeschlossen.

Unter dem Druck solcher Schreckens- und Säbelherrschaft wurde am 2. April — zehn Tage nach dem Zusammenbruch bei Novara — von den versammelten Nationalvertretern beschlossen: „Widerstand um jeden Preis (*ad ogni costo*) gegen Östreich und Diktatur des Präsidenten Manin mit unbeschränkter Machtfülle."

Als Anhang zu diesem Parlamentsdekrete erfolgte seitens der eigentlichen Machthaber, der Säbelmänner, ein Maueranschlag des Inhalts: „Wer das Wort Kapitulation ausspricht, ist dem Tode eines Vaterlandsverräters verfallen. Ein rotes Band neben der Nationalkokarde wird als Zeichen der Zustimmung auf der Brust oder am Hute getragen."

Es versteht sich von selbst, dafs solcher Beweisführung gegenüber eine Stunde später kein Mensch mehr in Venedig

war, der sich ohne den roten Bändel auf die Strafse gewagt hätte.

Hiermit waren die Würfel gefallen und die Bewohner Venedigs zu weitern vier Monaten und drei Wochen der Gewaltherrschaft, der Not und des Schreckens verurteilt.

Während des April ging noch alles verhältnismäfsig leidlich von statten, denn die östreichischen Vorbereitungen zu einer kunstgerechten Belagerung erforderten Zeit und gaben uns noch einen Monat des Aufatmens und Hoffens bei einstweilen ausreichenden Vorräten an den nötigsten Lebensmitteln. Die Forts nach der See- und Landseite wurden in bestmöglichen Verteidigungszustand gestellt, besonders Malghera, auf welches äufserste und stärkste Werk der erste Angriff zu erwarten war, stark bewaffnet und mit 2400 Mann ausgesuchter Truppen, unter dem Oberbefehl des revolutionären neapolitanischen Generals Guglielmo Pepe, besetzt. Der beste Teil dieser Besatzung bestand unzweifelhaft aus dem vorerwähnten sogenannten Bataillon von Schweizern, 3—400 Mann, nicht mehr, befehligt von dem tapfern Hauptmann Debrunner aus Frauenfeld. Auch hier sollte sich die altberühmte Schweizertapferkeit durch die ganze Zeit der Belagerung glänzend bewähren und es ist ihr dafür das unzweideutigste Zeugnis vom Feinde selbst gegeben worden. Mehrere kühne Ausfälle wurden von Malghera bis nach dem eine halbe Stunde entfernten Städtchen Mestre gemacht, und unter diesen besonders einer, bei dem sechs östreichische Kanonen genommen und etwa 50 Kroaten und Kanoniere zu Gefangenen gemacht wurden. Unter unsäglichem Halloh und zur Ermutigung und Augenweide der Venezianer stellte man

diese ganze Kriegsbeute vor dem Dogenpalast auf, wo alsdann die armen Leute erzählten, daſs vor allen „die mit den roten Hosen“ (die Schweizer) wahre Teufelskerle seien, die, wo sie erschienen, Schrecken verbreiteten und alles vor sich her niederwürfen. Hauptmann Debrunner hat später eine wahrheitgetreue und in ihren Einzelheiten äuſserst anziehende Beschreibung der 22 tägigen Verteidigung Malgheras[1] im Druck erscheinen lassen.

Unter den Angriffs- und Verteidigungs-Vorbereitungen waren wir bis zum 4. Mai gelangt. In der ersten Morgenstunde dieses Tages wurden wir durch einen so furchtbaren Kanonendonner geweckt, daſs wir glaubten, Venedigs letzte Stunde sei gekommen. Doch bald erfuhren wir, daſs das Schieſsen vorerst nur Malghera gelte, das die Östreicher, nachdem sie mit ihren Zernierungs-Batterien fertig geworden, aus 150 schwersten Geschützen, zumeist Mörsern, unter Feuer nahmen. Man kann sich denken, welcher Höllenlärm durch solche Beschieſsung, und ihre Beantwortung aus der Festung und mehreren kleinen Inselforts der Lagune, entstand. Doch auch daran gewöhnt man sich bald, wenn man die Gewiſsheit hat, noch weit vom Schuſs zu sein und so bevölkerten sich denn schon nach wenigen Stunden die Kirchtürme, Kuppeln und alle hohen Dächer der Stadt mit so vielen Zuschauern, als diese Punkte irgend fassen konnten. Meinen Standpunkt nahm ich auf dem Palazzo Pisani, an der Piazza San Stefano, einem der höchsten der Stadt, in welchem mein alter Freund, der bekannte deutsche Maler Fritz Nerly, wohnte. Hier konnten wir, wie auf einem Belvedere, mit guten Gläsern bewaffnet,

[1]) Man schreibt und spricht auch Margheta, doch ist die Form mit l die gebräuchlichere.

dem furchtbaren Schauspiel wie aus nächster Nähe zusehen, die Wirkungen einer jeden Bombe und die von Tag zu Tag fortschreitende Zerstörung wahrnehmen. Welche Szenen unter Staub und Pulverdampf! Das Einschlagen der Geschosse in den Höfen der Festung und ihr Explodieren konnte man jedesmal daran erkennen, dafs die Umstehenden sich zu Boden warfen. Und selten standen alle wieder auf. Bei vollkommner Windstille aber war nichts zu sehen, als Berge von Pulverdampf und von durch das Einschlagen der Bomben in Mauerwerk und Wällen aufgewirbeltem Staub.

Täglich sahen wir nun hier die Fortschritte der durch die östreichischen Geschosse angerichteten Verwüstung, täglich vernahmen wir, dafs Barken voll Verwundeter aus Malghera in die Hospitäler von Venedig gebracht worden waren und täglich mehr mufste sich uns die Gewifsheit aufdrängen, dafs nun bald auch an uns selbst die Reihe kommen werde, mit den „Wiener Orangen“ (so hatte der unzerstörbare venezianische Volkswitz die östreichischen Kugeln getauft) in nähere Bekanntschaft zu geraten. Dies machte für uns das grofsartige Schauspiel nicht eben zu einem lustigen.

Der Widerstand Malgheras dauerte bis in die Nacht vom 26. zum 27. Mai, in welcher endlich der todmüde Überrest der tapfern Verteidiger, auf ausdrücklichen Befehl der provisorischen Regierung, den Schutthaufen, unter dem Schutze der Dunkelheit, unbemerkt räumte und teils über die Eisenbahnbrücke, teils zu Wasser nach Venedig entkam.

Und hier kann ich mir es nicht versagen, einer Episode aus jenen Tagen zu gedenken, die so lange ich lebe vor meiner Seele stehen wird:

Etwa um den 20. Mai mufste die auf den Tod erschöpfte und gänzlich abgerissene Schweizerschar von Malghera abgelöst und zu drei Rasttagen nach Venedig gebracht werden. In den ersten 30 Stunden sah man keinen von ihnen, denn die Armen hatten einmal wieder ruhig gegessen und schliefen einmal wieder. Dann wurden sie von den Venezianern, wie sie es verdienten, geehrt und ihnen vor allen Dingen durch Kleider und Schuhe wieder ein menschenähnliches Aussehen gegeben. Nun aber liefsen sie, zumeist Protestanten — es waren ihrer überhaupt nur noch wenige über hundert — am Tage vor ihrer Rückkehr nach Malghera, um Erteilung des heiligen Abendmahls in unserer Kirche bitten.

Schon dafs eine dem Anscheine nach so verwilderte Schar das Bedürfnis der Erbauung und christlichen Weihe zu ihrem schweren Gang gefühlt und dargelegt hatte, war etwas Erschütterndes in jenen Tagen, die nur zu oft Bilder pöbelhafter Roheit und soldatischer Verwilderung gebracht hatten. Vollends überwältigend aber war der Augenblick, in dem diese etwa hundert Glaubensbrüder deutscher Zunge mit der Gemeinde in unserm Gotteshause zusammentrafen und, sich in Gesang und Gebet vor dem Herrn über Leben und Tod niederwerfend, das Abendmahl empfingen. Wie manche Träne konnte man da über diese ernsten, von Unwettern aller Art geschwärzten Gesichter in die wilden Vollbärte rinnen sehen. Sie galt vielleicht den heimatlichen Bergen, lieben Eltern und Verwandten, oder der Herzenserwählten! —

Es war der feierlichste, erhebendste und zugleich traurigste kirchliche Akt, dem ich in meinem Leben beigewohnt hatte, zu grofs, zu hoch für meine arme Feder!

Nach Schlufs des Gottesdienstes schüttelten alle dem Geistlichen und uns Vorstehern der Gemeinde die Hände. Gott befohlen, Brüder! Als aber am 27. der Überrest des Bataillons wieder eingerückt war und an dem darauf folgenden Sonntag in der Kirche erschien, fehlte gar mancher, von dem wir hörten, dafs er unter den Trümmern Malgheras zum ewigen Frieden gebettet worden war.

Malghera war nicht mehr. Ein Haufen durchwühlter Erde, vermischt mit Mauerstücken von den Blockhäusern, Pulvertürmen, Kasematten und Wällen, bezeichnete die Stelle, wo es gestanden.

Die Östreicher, wie sie uns später erzählten, erstaunt, am Morgen des 27. den Schutthaufen, der Malghera gewesen, von denen verlassen zu finden, die sie schon als ihre Gefangenen betrachtet hatten, verloren nun keine Zeit, sondern besetzten das ganze geräumte Gebiet und waren hierdurch Venedig um ein Dritteil der seitherigen Entfernung näher gerückt. Das Fort San Giuliano, neben der Eisenbahnbrücke auf der äufsersten Kante des Lagunenufers gelegen, hatten die abziehenden Italiener zwar miniert und es flogen daselbst 30—40 Östreicher in die Luft. Dies hinderte aber die Belagerer nicht, so rasch die äufsersten Punkte des Ufers und den Kopf der Brücke mit Batterien zu spicken, dafs sie schon vor Ende des Mai beginnen konnten, ein furchtbares Feuer gegen Venedig selbst, besonders aber auf den der Stadt nächstgelegenen Teil der Brücke zu richten. Von dieser hatten die Venezianer, unmittelbar nach dem Rückzuge aus Malghera, etwa dreifsig Bogen gesprengt, auf dem äufsersten stehen gebliebenen Teil, mittelst Sandsäcken, einen Brückenkopf er-

richtet und mit ihren schwersten Geschützen wohl versehen. Seitlich der Brücke, in der Lagune und nahe bei Venedig, besassen die Italiener noch das Fort San Secondo. Diese beiden Punkte waren nun noch die einzigen, von welchen das mörderische Feuer der Östreicher erwidert werden konnte. Und mit solcher Hartnäckigkeit und Todesverachtung geschah dies, daſs die gegenseitige Beschieſsung von Ende Mai bis zum 22. August ununterbrochen Tag und Nacht fortdauerte und bis zur gänzlichen Erschöpfung der venezianischen Munition fortgedauert haben würde, wenn nicht die täglich furchtbarere Hungersnot und eine das Entsetzen ins maſslose steigernde Zunahme der Cholera, die während der letzten zwanzig Tage täglich fünfhundert Menschen dahinraffte, Venedig zur Übergabe gezwungen hätten.

Auch aus unserer kleinen deutschen Gemeinde waren zwei Mitglieder der Seuche zum Opfer gefallen, der Dichter Heinrich Stieglitz und ein unsere Kirche regelmäſsig besuchender Waldenser namens Marolani. Dieser, nachdem er von den Jesuiten, die diesmal recht ungestört, in öffentlichen und privaten Krankenhäusern ihre bekannten „Seelenrettungen" in articulo mortis betreiben konnten, unter den Schauern des Todes der heiligen römischen Mutter wiedergewonnen worden war.

Es ist hier der Ort, aus dem Leben und über das Sterben meines wackern, viel geschmähten Freundes Heinrich Stieglitz einiges einzufügen, das meines Wissens in keiner deutschen Literaturgeschichte steht:

Was er als Schriftsteller und Dichter gewesen, ist hier gleichgültig. Mir selbst wollte es immer scheinen, als ob er die Weihe nicht ganz direkt vom Apoll empfangen habe. Als

Charakter aber, als redlicher, ehrenhafter, wohltätiger, liebevoller Mensch, sowie als treuer Deutscher, steht er viel zu hoch, als dafs die Verunglimpfungen, die man ihm hat antun wollen, ihn erreichen könnten. Nachdem er, von seiner freiheitsdurstigen, feurigen Seele getrieben, sich an der Vertreibung der Östreicher aus Venedig tätlich beteiligt und bei der Einnahme des Arsenals durch das Volk dem östreichischen Befehlshaber, General Martini, eigenhändig den Degen abgenommen hatte, ist — um nur ein Beispiel seiner Aufopferungsfähigkeit anzuführen — er, Stieglitz, es gewesen, der während der ängstlichsten, ersten Revolutionstage uns Deutschen einen allergröfsten Dienst leistete:

Bei einem Volksauflaufe, auf dem Markusplatze, vor dem Sitze der provisorischen Regierung, wo die Wütenden das „*Morte ai Tedeschi!*" (Tod den Deutschen!) verlangten, hatte er den Mut sich durchzudrängen, auf den Sockel einer Säule zu springen und mit den Worten: „*Non Tedeschi — Austriaci!*", unerschreckt durch die zu ihm aufstarrenden Spiefse, Piken und andern Waffen, den Versammelten in italienischer Kraftrede begreiflich zu machen, dafs zwischen den *Tedeschi*, ihren Brüdern, und den *Austriaci*, ihren Unterdrückern, ein Unterschied sei. Von der Stunde an war der „*bravo poeta tedesco*" der Volksliebling und wir Deutschen alle gelangten, dem Pöbel gegenüber, in eine bessere Lage.

Stieglitz lebte, seinen sehr bescheidenen Mitteln gemäfs, äufserst einfach und sparsam. Sein Oheim, der sehr reiche Petersburger Bankier Baron von Stieglitz, den wir mehrmals in Venedig sahen, wurde nicht müde ihn brieflich und mündlich zu bitten, einen bedeutenden Kredit zu benutzen, den er

bei einer venezianischen Bank für den Neffen stets offen hielt. Dieser wollte davon für sich nie Gebrauch machen, aber wo es galt, Bedrängten, wes Landes und Glaubens sie auch sein mochten, beizuspringen, beteiligte er den Onkel an den Werken seiner Barmherzigkeit.

Auch an Heinrich Stieglitz sind, während er seine letzten Stunden in den Krämpfen der Cholera durchrang, Bekehrungsversuche gemacht worden. Sterben, ohne die kirchlichen Sakramente empfangen zu haben, ist in Italien bei dem niedern Volke, dessen Mindestmaſs von Unterweisung ausschlieſslich in den Händen des Klerus liegt, gleichbedeutend mit ewigem Verdammtsein. So geschieht es denn dort in der Regel, wenn es mit einem Protestanten zu Ende geht, daſs an ihm eine „Seelenrettung" versucht wird, wo nicht ein evangelischer Geistlicher oder Angehörige in der Nähe sind, um die auf das Opfer niedersteigenden Raben zu verscheuchen. Die braven Hausleute des ganz plötzlich erkrankten Stieglitz glaubten sich in ihrem katholischen Gewissen verpflichtet, einen römischen Priester herbeizurufen. Es ist überflüssig zu sagen, daſs dessen Beredsamkeit an Stieglitz, der Protestant im besten Sinne des Worts gewesen ist, abprallte. Sein alter treuer Diener, der weinend gelaufen kam, mir den Tod seines Herrn zu melden, berichtete als Augenzeuge, daſs Stieglitz mit einer letzten, verzweifelten Kraftanstrengung eine auf seinem Nachttischchen stehende Flasche ergriff und sie dem zudringlichen Pfaffen an den Kopf warf. Dann wendete er sich nach der Wand und stieſs den letzten Seufzer aus. — Er starb, während Venedig selbst in Todeszuckungen lag, für ihn zur guten Stunde, denn die Wahrscheinlichkeit, daſs für

ihn, als aufrührerischen Deutschen, ein halbes Dutzend östreichischer Kugeln gegossen gewesen wäre, lag keineswegs sehr fern und dann — ist denn gerade ihm, dessen Herz so warm für das Vaterland schlug, nicht besser, daſs er tot ist, als daſs er die Antwort auf die gewähnten „Errungenschaften von 1848“ noch miterlebt hätte?

Kehren wir nach dieser Einschaltung zu unserm Gegenstande zurück.

Mit dem Ende des Mai 1849 war die Einschlieſsung Venedigs so vollkommen geworden, als sein bester Verteidiger, das Wasser der Lagunen, es den Östreichern irgend gestattete. Immerhin aber enge genug, um uns alle und jede Verbindung mit der Auſsenwelt unmöglich zu machen und uns die Gewiſsheit zu geben, daſs wir nach längstens einem Vierteljahre entweder Hungers sterben, oder uns ergeben müſsten. Dies war, bei der durch die vielen fremden Verteidiger um etwa ein Fünftel vermehrten Einwohnerzahl und beim Überschlage der vorhandenen Mundvorräte, für jeden ein ziemlich einfaches Rechenexempel und gewiſs hätte sich Venedig ohne die besagten fremden Patrioten nicht lange besonnen, die östreichischen Aufforderungen zur Übergabe anzunehmen. Aber fortwährend wurde von jener Partei alles aufgewendet, die Stadt sowohl durch Einschüchterung, als durch die nachgerade abgenutzte Fabel von französischer, englischer und ungarischer Einmischung, in erträglicher Verfassung zu erhalten. Und obgleich Niemand mehr, die Sippe der Schreier selbst nicht, an dergleichen Möglichkeiten glaubte, gelang es doch um so leichter, der Stimmung, wenigstens äuſserlich, Herr zu bleiben, als man schon nach wenigen Tagen festgestellt hatte, daſs

auch nach der bedeutenden Annäherung der östreichischen Batterien, die Stadt so viel als keine Gefahr lief. Die nächsten dieser Batterien, die von San Giuliano, Campalto und vom jenseitigen Brückenkopf, konnten kaum einige Kugeln bis in das äufserste nordwestliche Ende der Stadt bringen. Dort wurden einige Häuser, besonders im Judenviertel, und eine Kirche beschädigt. Das Bestreben der Östreicher blieb hauptsächlich darauf gerichtet, die venezianischen Batterien auf der Brücke und im Fort San Secondo zum Schweigen zu bringen, was jedoch niemals gelang. Diese hielten vielmehr bis zur letzten Stunde der Belagerung stand und blieben dem Feinde nichts schuldig. Angriff und Verteidigung geschahen mit ungeheurem Aufwand nicht nur von Kriegsmaterial, sondern auch von Kämpfern, an deren stets augenblicklichem Ersatz die todesmutigen Italiener es niemals fehlen liefsen.

So entstand in der Stadt abermals für zwei lange Monate ein Zustand kaum glaublicher Ruhe, ja fast der Sorglosigkeit. Draufsen an der Brücke und in den entlegenen Quartieren von *Cannaregio* und *San Gerolamo* forderte der Geschützkampf stündlich furchtbare Opfer — und auf dem Markusplatze, wie in allen andern nicht bestrichenen Stadtteilen, safs man vor den Kaffeehäusern und besprach die Begebenheiten mit einer Gelassenheit, als trügen sie sich „da hinten, weit in der Türkei" zu. An die Kanonenmusik, die in Tirailleurfeuer-Tempo Tag und Nacht fortdauerte, hatte man sich nachgerade so sehr gewöhnt, dafs man nur dann ängstlich stutzte, wenn sie einmal auf Minuten schwächer wurde oder aussetzte, weil man dann gleich befürchtete, die Brücke sei erstürmt, jetzt kämen die wütenden Kroaten, jetzt käme der Gott-sei-bei-uns

Haynau! Es war denn auch keine geringe Freude in Venedig, als man um diese Zeit vernahm, Haynau, der sich in Brescia den ihn ewig schändenden Beinamen „die Hyäne“ geholt hatte, sei nach Ungarn, wo General Welden der Revolution nichts anzuhaben vermochte, abkommandiert worden und fortan werde Radetzky selbst und unter ihm Gorskowsky die Belagerung leiten. Ein Freudenfest, das man mit Recht öffentlich und in jedem Hause von Herzen feierte.

Die Östreicher taten ihr möglichstes, mit allerlei Versuchen, die Stadt und ihre braven Verteidiger zu entmutigen. Umsonst!

Unter diesen Versuchen war auch einer, der, anstatt zum beabsichtigten Schrecken, zu einem Lustspiel für die Venezianer ausschlug. Man hatte für die blockierenden Schiffe sowohl, als für die Landarmee Luftballons verfertigt, von denen jeder eine Bombe trug. Diese wurden nun, je nach dem Stande des Windes, entweder vom Land aus, oder von den Schiffen, während einiger Tage auf Venedig losgelassen und in der Tat erregten die ersten dieser seltsamen Luftsegler mit sichtbar brennender Lunte, durch ihr Erscheinen über der Stadt, anfangs nicht geringen Schrecken. Allein sei es nun, daſs die wohlmeinenden Berechnungen der Explosionszeit nie richtig waren, oder aus welchen andern Ursachen sonst: keine einzige dieser Bomben wollte über der Stadt zerplatzen. Die von der Landseite kommenden flogen über unsern Köpfen dahin ins Meer und die von der Seeseite desgleichen bis in die offene Lagune oder gar bis aufs Festland, und man erzählte sich lachend, daſs die letztern den Belagerern selbst Schaden zugefügt hätten.

Ob dies wahr gewesen, mag dahingestellt bleiben. Uns genügte, daſs der eigentliche freundnachbarliche Zweck ein verfehlter blieb und daſs die immerhin unliebsamen fliegenden Drachen nach wenigen Tagen nicht mehr erschienen.

Ein andermal wurde von den Östreichern eine Erstürmung oder vielmehr Überrumpelung der Brückenbatterie versucht. Sie waren, unter dem Schutze der Dunkelheit, in der Nacht vom 6. zum 7. Juli in Barken, dicht an der Brücke, hergeschlichen, während ihre mehr seitwärts liegende Batterie von *Campalto* die Aufmerksamkeit der Brückenverteidiger durch stärkeres Feuern und durch Auflassung einiger Luftballons auf sich zu ziehen bemüht war, was auch so gut gelang, daſs um ein Uhr nach Mitternacht die ersten 30 oder 40 Östreicher die aus Sandsäcken bestehende Brustwehr erstiegen hatten und plötzlich zwischen den italienischen Kanonen erschienen. Die Unglücklichen wurden jedoch von der kleinen, auf der Brücke immer bereitstehenden Infanterie-Reserve und von den Artilleristen selbst im Nu in die Lagune zurückgeworfen und die wenigen, die ihre Barken lebend erreichten, von den alarmierten Wachtschiffen dergestalt heimgeschickt, daſs sie nur sehr zusammengeschmolzen das Festland wiedersahen. Sie würden sämtlich gefangen oder vernichtet worden sein, ohne den für sie günstigen Umstand, daſs sie mit ihren flachen Barken die zur Flutzeit überschwemmten Sümpfe befahren konnten, während die italienischen Wachtschiffe sich auf die eigentlichen Kanäle beschränken musten. Von zwei Brandern, welche die Angreifer mitgebracht hatten um die Batterie in die Luft zu sprengen, fiel einer in die Hände der Venezianer. —

In der ehemaligen Kirche von *San Gerolamo* hatte, lange vor Ausbruch der Revolution, ein Deutscher namens Oexle, aus Augsburg, eine Dampfmühle errichtet. Die Östreicher wufsten sehr gut, dafs unsere Möglichkeit zu leben wesentlich von der Erhaltung dieser Mühle abhing. Deshalb war sie denn auch ein Hauptzielpunkt für ihre Geschosse. Die das Betriebsgebäude umgebenden Höfe, Gärten, Wohnhäuser und sogar einer der zur Mühle gehörenden Backöfen wurden zerstört, verwühlt, aber nicht eine einzige Kugel drang während der ganzen Beschiefsung in die Mühle selbst, was in der Tat ans Wunderbare grenzt und vom venezianischen Volke der Madonna und dem heiligen Markus zugeschrieben wurde.

Während dieser Kämpfe und kriegerischen Vorgänge richtete sich das Augenmerk, sowohl der städtischen Behörden als eines jeden Hausvaters auf bestmögliches Haushalten mit dem noch vorrätigen Getreide, insbesondere aber auf die Mittel, dasselbe in Mehl zu verwandeln, für den Fall, dafs die unablässig beschossene Oexlesche Mühle zerstört werden sollte. Vor allem suchte man dieser Zerstörung dadurch vorzubeugen, dafs man das einstige Kirchen- und jetzt Mühlengebäude, trotz des beständigen Hagels von Bomben und Vollkugeln, mit Schichten von Sandsäcken bedeckte, um sie leidlich kugelfest zu machen. Sodann besafs Venedig, da in Ermanglung von fliefsendem Wasser, also von Mühlen in der Stadt selbst, alles Mehl vom Festlande bezogen werden mufste, zu allen Zeiten vor Errichtung der Eisenbahnbrücke, sowohl öffentliche als Privaten gehörende Handmühlen, um in Kriegszeiten oder bei durch Sturm oder Frost auf den Lagunen verursachter Verkehrsunterbrechung, Mehl erzeugen zu können. Diese

Handmühlen wurden nun wieder hervorgesucht, in brauchbaren Stand gebracht und überall in Tätigkeit gesetzt.

Was mich selbst anbelangt, so war mein Bestreben schon in Zeiten darauf gerichtet gewesen, mich von solchen Notbehelfen unabhängig zu machen. Bereits gegen Ende Juni, als man in der Bevölkerung an die Möglichkeit kommenden Hungers noch nicht dachte, liefs ich täglich, so viel als unauffällig tunlich, Brot über Bedarf kaufen, es in etwa zwei Zoll dicke Scheiben schneiden, bis zur Härte des Schiffszwiebacks rösten und für die Zeit der Not in grofse Kisten verpacken. Mein Hausstand zählte damals vierzehn Personen, die Speise von mir verlangten und es war also wohl geboten, sich vorzusehen. So konnte ich mich bald als für alle Fälle gedeckt betrachten, denn nebst den besagten Kisten voll Zwieback besafs ich ungefähr fünf Zentner Reis, mehr als 500 Flaschen guten Bordeauxwein und ziemliche Vorräte von Käse, Kaffee, Zucker und Salz. Wer das alles im Hause hat, wird so leicht nicht darben müssen und in der Tat haben wir uns, bis ans Ende, niemals hungrig zum schlafen gelegt, was wohl die Mehrzahl der Bewohner Venedigs nicht von sich sagen konnte. Ja, wir vermochten, besonders mit Wein, als später der Mangel immer empfindlicher wurde, noch manchem auszuhelfen und täglich weniger vorsichtig gewesene Freunde an unserm Tische zu bewirten.

Dazu kam, als ein besonderes Glück, dafs der in der Nähe des Platzes *Santi Giovanni e Paolo* gelegene alte Palast, den ich, in den oberen Geschossen für meine Familie, in den untern für Kontore und Magazine, inne hatte, einen vortrefflichen, nie ganz versiegenden Brunnen besafs.

Das Trinkwasser in Venedig ist ein vorzügliches und gesundes, obgleich oder weil es in der Regel nur aus filtriertem Regen besteht. Jeder öffentliche Platz, der Hof eines jeden Palastes oder gröfseren Hauses hat eine meist den ganzen Platz oder Hof einnehmende Zisterne, die unmittelbar von oben und über die umgebenden Dächer hinlängliche Regenmengen empfängt. Die Zisterne ist mit Sandlagen versehen, die den Regen filtrieren und in den in der Mitte des Raumes stehenden, gemauerten Brunnen abgeben. Allerdings müssen in der Sommerzeit, bei zuweilen 3—4 Monate ununterbrochen heiterm Himmel, diese Zisternen aus den nächsten sich in die Lagune ergiefsenden Flüssen, *Brenta* und *Piave*, mittelst Zufuhr in grofsen Barken, gespeist werden. Wir aber hatten das Glück, dafs unser Brunnen immer noch Wasser gab, als dieses Mal, in den Augusttagen, die meisten Brunnen der Stadt trocken lagen. Das Hereinschaffen des Flufswassers war vom Feinde abgeschnitten und Venedig blieb im Ganzen auf das abscheuliche Wasser aus den artesischen Brunnen angewiesen. Dieses war kaum zu geniefsen, schmeckte nach Eisen und Sumpf und führte eine so grofse Menge brennbaren Gases mit sich, dafs man seine Sprudel mittelst eines Zündhölzchens mit Flammen umgeben konnte, was mehr schön als angenehm und gesund war. Dennoch kann man diese erst kurz vor Ausbruch der Revolution gebohrten drei oder vier artesischen Brunnen, ebenso wie die Oexlesche Mühle, für Wohltaten der Vorsehung halten, insofern man den langen Widerstand der Stadt für ein Glück ansehen will. Denn dieser würde, ohne das Oexlesche Mehl und das artesische Wasser kaum den Mai überlebt haben.

Für meinen Hofbrunnen aber, habe ich allerdings dem lieben Gott als für eine grofse Wohltat und für eine Rettung in der Not gedankt, wennschon er mir in den letzten Freiheitstagen Venedigs, im August, viele Angst und Sorge bereitet hat. Nach dortiger Sitte hatte ich zu allen Zeiten der Nachbarschaft gestattet, ihren Haushaltungsbedarf täglich aus meinem Brunnen zu schöpfen und es war damit fortgefahren worden bis, gegen den zehnten August, der Brunnen während der Nacht kaum etwas mehr Wasser filtrierte, als für meine eigene Haushaltung notdürftig ausreichte. Als ich demzufolge das Hoftor schliefsen und die Nachbarn bedeuten liefs, dafs kein Wasser mehr da sei, wurde sogleich mein Haus von einer tobenden Menge belagert und mir am zweiten Morgen ein Zettel ans Hoftor geheftet, der die Drohung enthielt, mein Haus in Brand zu stecken, wenn ich nicht Wasser gäbe. Gegen solche Überzeugungsgründe war allerdings nicht viel zu machen, da auf irgend einen Schutz noch weniger als sonst schon zu rechnen war, vielmehr eine Art von Gestalten und Gesichtern die Strafsenherrschaft an sich gerissen hatte, die mit der eigentlichen Bevölkerung Venedigs nichts gemeinsames aufwies. Das Beste war, die armen Schelme durch den Augenschein zu überzeugen und zu versöhnen. Ich liefs mein Hoftor jeden Morgen wieder öffnen, weifs jedoch nicht recht, ob ich eine Sünde dadurch begangen habe, dafs ich jedesmal in frühester, noch dunkler Morgenstunde, meinen Hausbedarf — wenn auch so bescheiden als möglich — ausschöpfen liefs und dann erst den Brunnen, mit seinem übrigen Inhalt von kaum einigen Flaschen, der lieben Nachbarschaft überliefs.

In solcher Weise verging, mit immer seltenern ruhigen Ausnahmen, Tag für Tag unter stetig steigender Not in der Stadt und folglich unter der wachsenden Sorge, wie dies alles wohl enden werde. Besonders wurde die Lage der Deutschen immer unangenehmer und gedrückter. Mein beinahe zwanzigjähriger Aufenthalt in Venedig und die dadurch entstandene quasi-Zugehörigkeit, konnten selbst mich und die meinigen nicht ganz davor bewahren, scheel angesehen und hie und da vom hungernden Pöbel schon darum beschimpft zu werden, weil wir das immer knapper werdende Brot mitessen halfen und unsere „Kartoffelgesichter" (*faccie da patate,* Schimpfname für die „*Tedeschi*") nicht längst heimgetragen hätten. Wie schon gesagt, war eben während der Revolutionszeit ein Gesindel, wie plötzlich aus der Erde gewachsen, aufgetaucht, das mit der venezianischen Art nichts gemein hatte, und dann — es kann gar nicht oft genug wiederholt und zur Schande der deutschen Zerrissenheit in die Welt hineingeschrieen werden, dafs überall in der Fremde der Deutsche und nur der Deutsche, gestofsen, geprügelt und getreten werden darf, ohne bei den Vertretern deutscher Regierungen, mögen sie nun als Konsuln oder selbst als Gesandte sich brüsten, auch nur den geringsten Schutz zu finden. Diese Klage ist so alt, dafs alle Nationen der Erde, während sie instinktmäfsig dem Franzosen, und vollends dem Engländer, achtungsvoll ausweichen, den Deutschen wie einen verlaufenen, herren- und schutzlosen . . . ansehen.

Von Geschäften oder Arbeiten war nach und nach keine Rede mehr geworden. Die einzigen Verkäufe, die ich im Juli und August gemacht habe, bestanden in Lieferungen, die

ich auf Requisition der Zivil- und Militärbehörden an Leinewand für die Spitäler und besonders an Baumwolltuch zu Sandsäcken für die Batterien und Schutzwehren machen mufste und für die ich, wie noch für weit mehr anderes, nie etwas als die später gänzlich wertlosen Gutscheine der provisorischen Regierung empfangen habe.

Mein Haus hat während der achtzehn Monate dauernden venezianischen „Freiheit“ nahezu die Hälfte seines Besitzes, teils „freiwillig“, teils gezwungen auf dem Altar unserer zweiten Heimat geopfert. Gleich in den ersten Monaten nach der Heimschickung der Östreicher hatte die Geldnot der Regierung angefangen um bis zum Ende steigend fortzudauern. Von den sogenannten freiwilligen Gaben, die erbeten wurden und denen sich zu entziehen es keine Möglichkeit gab, bis zu den zwangsweisen Anlehen und zur Emission von zwei Gattungen Papiergeldes, mufsten alle Mittel und Namen herhalten um Geld und wieder Geld zu machen.

Die Papiergeld-Emissionen fanden mit Zwangskurs statt. Die erste, sehr bedeutende, wurde von der städtischen Verwaltung garantiert und trug deshalb den Namen „*Carta communale*“. Sie wurde später, unter Östreich, für die Hälfte des Nominalwertes anerkannt. Die zweite, unter dem Namen „*carta patriottica*“, betrug glücklicherweise nur fünf Millionen Lire, entbehrte jeder Garantie und wurde gar nicht anerkannt. Man durfte damit, wie ihrer Zeit mit den französischen Assignaten, die Wände tapezieren.

Bedenkt man, dafs wir während 18 Monaten für unsere gesamten, sehr bedeutenden Platzguthaben, auch für solche, die lange vor dem Ausbruch der Revolution in Silberwährung

kontrahiert worden waren, mit nichts anderm als jenen beiden Papiergattungen bezahlt wurden, während wir unsererseits in Venedig nichts und an das Ausland alles zu bezahlen hatten, so wird es leicht sein, von unsern Verlusten eine Vorstellung zu gewinnen. Ich will nicht leugnen, daſs ich unter sotanen Umständen und bei der täglichen Lebensgefahr in der wir, namentlich während des Monats August, schwebten, manche kleinmütige Stunde durchlebt habe, in der ich mich und die meinigen, selbst mit Zurücklassung von Hab und Gut, weit, weit hinweg gewünscht habe. Denn obwohl ich die täglich sich mehrenden Verluste und Gefahren leichter ertragen haben würde, wenn ein glücklicher Ausgang für Venedig noch zu hoffen gewesen wäre, so wurden sie eben dadurch noch um vieles schmerzlicher, daſs man gezwungen war, den Tag herbeizuwünschen, an dem Italien den alten Ketten wieder anheimfallen würde.

Oft habe ich mir damals in stiller Nachtstunde die Frage vorgelegt, ob ich denn nicht zu alt sei, um, wenn erst alles verloren wäre, zur Lebenfristung meiner Familie, irgend auf einem Kontor eine Kommisstelle zu erhalten. Fürwahr keine angenehmen Erwägungen für einen, der sein ganzes Leben um Begründung eines besseren Loses mit allen Kräften sich gemüht hatte.

Glücklicherweise sollte ich auch hier wieder die schon mehr bewährte Erfahrung machen, daſs man in keiner unverschuldeten Lage — es sei denn, daſs in meiner Liebe für Italien eine Verschuldung läge — den Mut noch das Vertrauen zu Dem verlieren soll, der unsere Schicksale lenkt und für mich, nicht zum ersten Male, Segen erwachsen lieſs, aus

hereingebrochenem Unglück. Ein Augenblick, ein Strafgebot für Venedig, das Östreich nach seiner Wiederbesitznahme erliefs — hiervon später — sollte für mich alles zum guten wenden. Und somit scheint die Vorsehung, in Bezug auf mich, anderer Ansicht gewesen zu sein, als die Augsburger Allgemeine Zeitung. Dieses Blatt, das einzige deutsche, das wir in Venedig unter Östreichs Herrschaft lesen durften, hatte während der Kämpfe in Italien, beinahe in jeder seiner Nummern den Satz wiederholt, dafs „ein Deutscher, welcher der italienischen Revolution den Sieg über Östreich wünsche, ein Hochverräter am deutschen Vaterlande sei". Ein solcher Hochverräter bin ich allerdings aus vollstem Herzen gewesen und kann es nicht hindern, dafs ich es heute, als Greis, noch bin, dafs ich ob Magenta und Solferino gejubelt habe und wohl gerne den Tag erleben möchte, an dem die Östreicher — denen ich bei sich zuhause alles gute wünsche — für immer aus dem herrlichen Italien geworfen und ihnen sowohl der Dreikronenträger in Rom, nebst seinem derzeitigen Gast, dem entthronten lazzaronischen König und allem was darum und daran hängt, nachgeschickt würden.

Unserm untätigen und sorgenvollen Leben seit Ende Mai sollte es dennoch, mit fortschreitender Zeit, keineswegs an Aufregung fehlen und je mehr das Ende heranrückte, desto weniger hatten wir über Mangel an Zeitvertreib zu klagen.

Auf dem Markusplatze fanden wir stündlich Neues über die Begebenheiten an den Batterien, deren bis ans Ende aufs tapferste geführte Verteidigung täglich viele Opfer kostete und gar manche Heldentaten aufzuweisen hatte, die es wohl verdienen würden, in der Geschichte Venedigs aufbewahrt zu

werden, die aber vielleicht, im Wirbel jener Tage, nur einen kurzen Schmerzensschrei hervorriefen, der in den sich überstürzenden kriegerischen Vorfällen unterging.

Einige Namen, die sich mir ins Gedächtnis geheftet haben, will ich hier nennen. Es sind die der an einem und demselben Tage, dem 5. Juli, bei einem besonders heftigen Angriff auf die Brückenbatterie gefallenen italienischen Artillerie-Offiziere:

Oberstleutnant Rosaroll
Hauptmann Colussi
Hauptmann Martini und
Leutnant Vit.

Sie fielen auf ihren Kanonen, aber ihr Ersatz war stets gleich bei der Hand. Dem Rosaroll, einem Freund und neapolitanischen Landsmann Alessandro Poerios, und gleich ihm patriotischen Dichter, war durch ein Bombenstück der Unterleib aufgerissen worden. Er starb erst nach einer Stunde in der Batterie und hatte seine Soldaten und Freunde, die ihm beispringen wollten, mit den Worten zurückgewiesen: „Mit dem Sterben kann ich allein fertig werden, an die Kanonen, Italiener!“

Auch in den Parlamentsitzungen suchten wir, so oft wir dort Platz finden konnten, Zerstreuung. Trost aber fanden wir dort selten, denn immer wurden die Vernünftigen von den Säbelmännern überstimmt. Zeitlebens wird mir eine dieser stürmischen Parlamentsverhandlungen in Erinnerung bleiben, die am 2. Juli stattfand.

Bis dahin hatte noch Niemand gewagt, aufserhalb des Familien- und engsten Freundeskreises, das verpönte Wort

„Kapitulation" auszusprechen. Heute aber bestieg Graf Niccolò Priuli, ein edelster und als solcher hochverehrter Patriot und Freund seiner Vaterstadt, die Tribüne und sprach die, zumeist schwertbewaffnete, Versammlung ungefähr mit den Worten an:

„Ich weiſs, daſs ihr den Tod auf das Wort Kapitulation gesetzt habt. Laſst mich euch eine traurige Geschichte erzählen: Als meine Mutter, unter den Zuckungen der Agonie und in unsäglichen Schmerzen, von der ärztlichen Kunst aufgegeben, mit dem Tode rang — da, meine Brüder, würde ich mit Freuden mein Leben, zehn Leben, wenn ich sie gehabt hätte, für die Genesung der teuren, geliebten Mutter hingegeben haben. Umsonst! Die Bedingungen zum Leben waren geschwunden, zerstört, und beim Anblick so groſser Leiden beugte ich die Knie vor dem Herrn über Leben und Tod und betete zu ihm, daſs er die geliebte Mutter erlösen möge. — Venedig, unsere herrliche, geliebte Mutter Venedig" — hier entstand unter dem jüngern Teil der Versammlung ein alles überbrausender Sturm, während die ältern und die wirklichen Venezianer in Thränen ausbrachen. So sinnlos tobte die Kriegspartei, daſs von dem mutigen Redner nur noch einige abgerissene, mehr geschriene als gesprochene Worte vernommen werden konnten, wie: „Sagt, wo ist Hoffnung? wo Rettung? — Nicht mit unserm, nicht mit aller Brüder Blut kann sie erkauft werden — die Rache des grausamen Östreichs — Kapitulation!"

Nach diesem letzten Ausruf stürzte der edle Greis, mehr als er ging, mit entblöſster Brust gegen die Lärmenden an. Es war ein furchtbarer Augenblick. Aber auch hier sollte sich bewähren, daſs hoher, groſser Mannesmut der beste Panzer

ist. Todesstille herrschte im Augenblick und keines von den halbgezogenen Schwertern wagte, sich gegen den flammenden Sprecher zu richten, der, überwältigt von grofsherziger Aufregung, von seinen Freunden umringt und halb ohnmächtig in seine Gondel gebracht wurde.

An demselben Abend aber sind die Tore und Fenster am Palast Priuli von einem wutschnaubenden, nicht-venezianischen Pöbelhaufen zertrümmert worden.

Dies war ein Tag von vielen, allein nicht der schlimmste, und von ihm an gerechnet sollte der Todeskampf Venedigs noch beinahe zwei Monate dauern.

In Zeiten wie die geschilderten bedarf es oft nur eines Beispiels, eines Tonangebens, um Angst und Schrecken über eine ganze Bevölkerung in noch viel gröfserem Mafse zu verbreiten, als sie durch die wirklichen Zustände nur zu sehr schon gerechtfertigt sind.

Von dem Abende an, an dem die Verwüstungen am Palazzo Priuli stattgefunden hatten, war das Losungswort, nicht nur zu Schmähungen von der Neigung zur Nachgiebigkeit verdächtigen Venezianern auf den Strafsen gegeben, es erscholl auch wieder der Ruf „*via i Tedeschi*“ (fort mit den Deutschen). Doch mufs zur Ehre der Venezianer und der Regierung gesagt werden, dafs die Beschimpfer stets nur dem fremden Gesindel angehörten und dafs die Behörden das möglichste taten, um dem schlechten Ton entgegenzutreten. Überhaupt haben die östreichischen oder an Östreich verkauften Zeitungen den Worten *Via i* oder *Morte ai Tedeschi*, wo immer sie in Italien erschollen sein mögen, stets eine

Wichtigkeit beigelegt, die sie durchaus nirgends hatten. Denn einmal ist der Pöbel überall nicht sonderlich fest in der Geographie und darum versteht auch der italienische unter der Benennung *Tedeschi* immer und ausschliefslich nur die Östreicher; und ferner wird niemand durch eine Tatsache beweisen können, dafs ein solches Geschrei irgendwo für einen Deutschen tragische Folgen gehabt hätte. Geneckt und hie und da auch geängstigt sind wohl damals alle Deutschen worden, letzteres besonders nach dem Sturm auf den Palast des Grafen Priuli, der übrigens ein venezianer Vollblut aus dem „Goldenen Buche" war. Da hiefs es während einiger Zeit: „Jetzt wird's auch an die Häuser der Deutschen gehen" und täglich konnte man ihrer eines bezeichnen hören, das geplündert werden sollte. Auch dem meinigen wurde dieses Schicksal mehrmals in Aussicht gestellt, nur fand es sich immer, dafs solche Nachrichten den entweder erschreckten oder östreichisch gesinnten deutschen Köpfen entsprungen waren.

Einmal bin ich jedoch wirklich geängstigt worden und zwar durch einen sich meinen Freund nennenden Landsmann, der mir wichtigtuend hinterbrachte, er sei von einem Bekannten in Mailand beauftragt worden, mich zu warnen, da dort mein Name, meiner italienischen Gesinnung wegen, auf der schwarzen Tafel stehe. Nur dafs an der ganzen Niederträchtigkeit kein wahres Wort war!

Ich gestehe, dafs mir dieser Schreckschufs manche schlaflose Nacht verursacht hat und dafs ich mich in Gedanken schon vor einem k. k. Kriegsgericht stehen sah, von welcher Furcht ich, ehrlich bekannt, erst dann befreit wurde, als mir, nach der Wiederkehr der Östreicher, höhere Militär- und

Zivil-Beamte mit derselben Freundlichkeit wie früher entgegen kamen. Ferner gestehe ich, daſs ich dem Urheber jenes Attentats auf meine Ruhe lange nicht verzeihen konnte.

Einige Zeit nach dem mehrerwähnten Sturm auf Casa Priuli wurde auch der Palast Sr. Eminenz des Kardinals-Patriarchen Monsignore Jacopo Monico noch viel schlimmer als Jene behandelt. Dieser Kirchenfürst hatte zu allen Zeiten, ob mit Recht konnte mindestens nicht bewiesen werden, für einen Erz-*Austriacante* (östreichisch Gesinnten) gegolten und war bei den Italienern ebenso unbeliebt wie sein Herr und Meister Gregor XVI. In den ersten Zeiten der Revolution hatte er zwar die Fahnen der venezianischen *Crociati* (Kreuzfahrer, so nannten sich die gegen Östreich aufgebotenen Freiwilligen) mit öffentlichem Pomp geweiht, doch konnte man nie zu der Überzeugung gelangen, daſs er es ohne „reservatio mentalis“ getan habe.

Nun hieſs es auf einmal, es sei eine Korrespondenz zwischen ihm und dem östreichischen Hauptquartier vor Venedig entdeckt worden. Durch ganz Venedig erscholl ein Wutgeheul, das erst durch die völlige Zerstörung der gesamten Hauseinrichtung Sr. Eminenz zur Beschwichtigung gelangen konnte. Gemälde, Spiegel, überhaupt alles was nicht niet- und nagelfest war, flog durch die Fenster in den Kanal und gewiſs würde der Herr Patriarch selbst den gleichen Weg eingeschlagen haben, wenn man ihn nur hätte finden können — was aber der schärfsten Haussuchung nicht gelang. Später hieſs es, er habe während der ganzen Strafvollstreckung in sehr unbequemer Lage unter den Dachsparren gebangt, wahrscheinlicher aber ist, daſs er bei den ersten Anzeichen des

Sturmes, in gedeckter Gondel, das Sanktuarium der Markuskirche erreichen konnte.

Er ist jedenfalls erst nach dem Einzuge Radetzkys wieder zum Vorschein gekommen.

Hiermit sei die Erzählung derartiger innerer Zwischenfälle verlassen, um wieder zum Fortgang der Bedrängnis von aufsen zurückzukehren. Nur allgemein will ich noch bemerken, dafs unter Zuständen wie den geschilderten traurigerweise jeder Privathafs die Gelegenheit günstig findet, sein Mütchen zu kühlen und dafs, besonders während der letzten Wochen vor der Entscheidung, von den Angesehenen oder Begüterten nur wenige ohne ängstliche Stunden davongekommen sind. Doch ist nirgends Blut vergossen worden.

Man sieht, dafs es uns weder an Aufregungen, noch an Zeitvertreib fehlte. Einer der letztern bestand darin, dafs wir, bei schönem Wetter, zuweilen eine Gondelfahrt in die Lagune unternahmen, um uns die Kanonade aus der Nähe zu besehen. Die östreichischen Batterien befanden sich nördlich der Stadt, die beiden Venezianischen ihnen gerade gegenüber, also südlich von jenen. Wenn wir demnach von der Ostseite in die Lagune kamen, konnten wir uns, ohne jede Gefahr, dem Kreuzfeuer bis auf eine Viertel-Wegesstunde nähern und so das Schauspiel, nicht nur der fliegenden Bomben, sondern auch ihrer Wirkungen, gleichsam von der Prosceniumsloge aus, beobachten.

Eines Tages nun gelangten wir in dieser Absicht wiederum, während der Ebbezeit, auf unsern gewohnten Standpunkt. Um fest, wie vor Anker, auf ihm zu verbleiben, pflegten wir eines der Ruder in den sumpfigen Grund ein-

treiben und die Gondel mit einem Tau daran befestigen zu lassen. Die gegenseitige Beschiefsung war diesmal besonders lebhaft und wir hatten nicht Augen genug, um alle die schweren Geschosse entweder in die beiderseitigen Batterien, oder in das Mauerwerk der Brücke, oder auch ins Wasser einschlagen zu sehen. Die beiden erstern Fälle wurden durch umherspritzendes Gestein und Staubwolken, der dritte durch Wassersäulen gekennzeichnet, von welchen einige so breit und hoch waren, dafs man zu der Annahme versucht wurde, die Bombe habe auch unter dem Wasser noch explodieren können.

Diese Beobachtungen alle hatten unsere Aufmerksamkeit so gänzlich in Anspruch genommen, dafs keiner von uns, nicht einmal der Gondolier, weder die Wiederkehr der Flut, noch deren viel ernstere Folge bemerkte. Diese bestand darin, dafs durch das steigende Wasser die Gondel gehoben und das Ruder. von dem daran geknüpften Strick, aus dem Sumpfboden gezogen worden war, so dafs wir nun ganz sachte der Mitte der sich kreuzenden Kugelbahnen zutrieben.

Erst als wir einem venezianischen Wachtschiffe so nahe gekommen waren, dafs wir von ihm angerufen wurden, erkannten wir welch gefährlichen Weg wir eingeschlagen hatten. Auch wurde alsbald ein kleines Boot von dem Wachtschiffe ins Wasser gelassen. Mit wenigen Ruderschlägen erreichten uns einige Matrosen, die sehr erstaunt fragten, was wir wohl hier zu suchen haben könnten. Unser eigener Gondolier war halb tot vor Schrecken, doch gelang es unsern vereinten Kräften uns erstaunlich schnell, obgleich gegen starke Strömung, aus dem unheimlichen Bereich zu entfernen.

Abends waren, wie schon erwähnt, stets mehrere Freunde bei uns und oft, wenn das Feuern der Batterien besonders lebhaft herüber tönte, stiegen wir auf unsere Dachzinne um wiederum dem, wenn auch entferntern, so doch durch die nächtliche Dunkelheit leuchtender gewordenen Schauspiele zuzusehen.

Solches geschah denn auch am Abend des 29. Juli, der Venedig urplötzlich in einen ganz neuen, ungeahnten Abgrund von Entsetzen stürzen sollte, furchtbarer als alles, was wir bis dahin erlebt hatten.

Es mochte zwischen 10 und 11 Uhr sein, als wir aus der verhältnismäfsigen Gemütsruhe, mit der wir auf unserm hohen Standpunkte Zigarren rauchten, durch ganz eigentümliche, vorher nie vernommene Töne, die zwischen Heulen und Zischen die Mitte hielten, gestört wurden. Wir lauschten diesen uns unerklärlichen, scheinbar aus hoher Luft kommenden Stimmen und obgleich zuweilen das Geräusch so anzuschwellen schien, dafs wir unwillkürlich die Köpfe zurückschnellten, fühlte sich doch zunächst niemand beängstigt. War uns doch von italienischen Artillerie-Offizieren wiederholt und bestimmt versichert worden, dafs es kein Geschütz in der Welt gebe, das eine Kugel selbst von der vorgeschobensten, ungefähr sechs Kilometer Luftlinie von meinem Hause entfernten, feindlichen Batterie, bis zu uns tragen könne. Und so waren wir eben darüber einig geworden, dafs der Wind von der Seite der Batterien herwehe und bei der Stille der Nacht das Sausen der Geschosse bis zu uns herübertrage — als durch ein anderes, noch viel gewaltigeres Getöse, etwa wie wenn ein Gebäude einstürze, unserer Unterhaltung ein urplötzliches Ende gemacht wurde.

Der Rückzug vom Dache, treppab in unsere Wohnräume, geschah etwas schneller als wir hinaufgekommen waren. Hier wurden wir denn auch sogleich aller Ungewifsheit durch einen meiner Angestellten enthoben, der aufs höchste bestürzt mit der Nachricht zu uns gelaufen war, dafs bei unserm Nachbarn Karrer — wie ich ein deutscher Kaufmann — eine Kugel das Dach und zwei Stockwerke durchschlagen habe und im Schlafzimmer der jungen Frau Karrer liegen geblieben sei.

Ich denke, es werde andern nicht anders ergehen wie mir: Furcht und Ängstlichkeit habe ich stets nur gegenüber Ungewifsheiten oder in der Ferne sich zeigenden schlimmen Möglichkeiten gefühlt. War dagegen, wie hier, Unglück oder Gefahr wirklich eingetreten, so habe ich niemals den Kopf verloren. Meine bereits in süfsem Schlafe ruhenden Kinder wurden augenblicklich aus ihren Betten genommen und dann ging es mit Sack und Pack, in bester Ordnung, weitere zwei Stiegen abwärts, wo sich, zu ebener Erde, die gesamte Grundfläche des Palastes einnehmend, Magazine befanden, die Schiffsladungen bergen konnten und deren Tore auf den Kanal ausmündeten.

Hier hatten wir, aufser dem Dach, drei Gebälke über uns und nun wurden, für die erste Nacht, auf Kisten und Ballen die Betten errichtet, von denen jedoch, aufser den Kindern, Niemand Gebrauch machte.

Bis zum Morgen war uns durch Freunde, die noch mehr landwärts als wir wohnten und die deshalb zu uns flüchteten, bereits die Gewifsheit geworden, dafs die östreichischen Kugeln den gröfsten Teil der Stadt bestrichen und das wir uns in unserm unfreiwillig bezogenen Aufenthaltsorte, bis auf weiteres,

nebst den zu uns gestoſsenen Flüchtlingen, häuslich einzurichten hatten. Und damit wurde dann auch gleich in den ersten Tagesstunden begonnen.

Drei aneinanderstoſsende Räume, von denen die beiden seitlichen hölzerne Fuſsböden, der mittlere steinerne Fliesen hatte, jeder in der Gröſse eines deutschen Tanzbodens, wurden ausgeräumt und zur Aufnahme der anwesenden Herrschaften eingerichtet. Der mittlere als gemeinschaftliches Wohngemach, von den andern der eine für Frauen und Kinder und der gegenüberliegende für die Männer.

Freilich bekamen die Schlafräume durch die vielen nebeneinander aufgestellten Betten ein etwas kasernenartiges Aussehen, doch wurden sie, in der Voraussicht, daſs wir hier längere Zeit aushalten müſsten, nach und nach mit allerlei Bequemlichkeiten ausgestattet, so daſs das Ganze schlieſslich, auch seiner Kühle wegen, ein ganz leidlicher Sommeraufenthalt wurde.

Im Winter, wo solche hart am Wasser liegende Gelasse in Venedig kalt und feucht sind, würden wir uns daselbst allerdings recht ungemütlich gefühlt haben. Das Dienstpersonal trug seine Betten in die angrenzenden Magazine, zwischen Warenballen, aus welchen es sich kugelfeste Kasematten erbaute.

Wie schon bemerkt, hatten wir, mit Einschluſs des Daches, vier Gebälke über uns und konnten uns, nach den eingegangenen übereinstimmenden Nachrichten, für gesichert halten, da sämtliche Kugeln nicht schwerer als Vierundzwanzigpfünder waren, die trotz der ungeheuren Höhe, aus der sie niederfielen, nie mehr als drei Gebälke durchschlagen hatten.

Dennoch liefs ich, zu gröfserer Sicherheit und zur Verbannung schlafstörender Besorgnisse, den zunächst über uns liegenden ersten Stock mit einer 4—5 Fufs hohen Schicht von Warenstücken englischen, französischen, deutschen und schweizerischen Gewebes belegen, die schwerlich selbst von einer Bombe durchgeschlagen worden wäre, wenn wir deren Besuch zu fürchten gehabt hätten, was aber bei der grofsen Entfernung nicht der Fall war. In den drei obern Stockwerken liefs ich grofse Waschbütten, mit Kanalwasser gefüllt, aufstellen, denn hatten die Östreicher es fertig gebracht, uns mit vierundzwanzigpfündigen „Orangen" zu bewirten, so konnten sie uns, nach meinem Laienverstande, am Ende auch noch Zündkugeln zusenden. Also dachte ich, gut ist gut, aber besser ist besser, zumal bei ausbrechendem Brande auf Löschmannschaft von aufsen durchaus nicht zu hoffen war.

Und so kehrten denn, nach kaum drei Tagen, wieder Ruhe und guter Mut ein, die uns auch bis ans Ende, 24. August, mit einigen Ausnahmen, besonders der Cholera wegen, nicht verlassen haben.

Zur Nachtzeit hielten wir, zu dreien oder vieren reihum die Wache und nie ist in meinem Hause so viel Whist, Piquet, Schach und Domino gespielt worden, als während jenes Augustmonates. Nur trat zuweilen ein plötzliches Halt! in solchem Zeitvertreib ein, wenn eine Kugel, deren Zischen bei Nacht viel stärker vernehmbar und weit unheimlicher ist, zu sehr in unsere Nähe kam, oder mit einem Getöse einschlug, das uns befürchten liefs, sie habe uns selbst einen Besuch gemacht.

Nun, wir sind glücklich gewesen und hätten ganz ruhig in unserer obern Wohnung bleiben können, wenn man das

nur vorher gewufst hätte. In unsern *Palazzo* ist nicht eine einzige Kugel eingeschlagen, obgleich die meisten Nachbarhäuser von ihnen heimgesucht wurden und sie noch mehrere hundert Meter weiter als zu uns flogen. Diese neue Art der Beschiefsung hat 26 Tage, bei Tag und bei Nacht, fortgedauert, mit den einzigen kurzen Unterbrechungen, die gegen das Ende, als man wegen der Übergabe unterhandelte, für die Hin- und Herfahrten der Parlamentäre verabredet wurden.

Wie die Östreicher es möglich gemacht hatten, ihre Geschosse plötzlich so ungeahnt weit zu treiben, ist uns eigentlich erst nach der Übergabe Venedigs bekannt geworden, obgleich auch früher schon der Wahrheit ziemlich nahe kommende Vermutungen aufgestellt worden sind. Sie hatten die Geschützrohre von den Laffetten herunter genommen und eigens dazu aufgeworfene Erdwälle in einem Steigungswinkel von 45° aufgestellt, so dafs kein Rückprall der Kanone beim Feuern möglich war. Dadurch und mittelst doppelter Pulverladung wurden die vierundzwanzigpfündigen Kugeln auf die ungeheure Entfernung von 5 italienischen Miglien (zu 20 Minuten Gehzeit), also noch weit über 6 Kilometer, in gewaltigem Bogen getrieben. Dabei sollen allerdings viele Geschütze zerplatzt und dadurch unter der bedienenden Mannschaft manches Unglück angerichtet worden sein.

Auf dem grofsen städtischen Hospital, das aufser der gewöhnlichen Anzahl von Kranken und Irren auch schon Cholerakranke aufgenommen hatte und das zudem mit Verwundeten überfüllt war, wurden schwarze Flaggen aufgehifst und eine ins östreichische Hauptquartier gesandte Abordnung trug die Bitte vor, diese Zufluchtsstätte zu schonen. Dies

wurde auch versprochen, jedoch mit dem Bemerken, dafs die Abweichungen der Kugeln durch den Wind, bei der aufserordentlichen Steilheit ihrer Flugbahn, auf tausend Schritte nicht gewährleistet werden könne. Das Hospital ist dann auch wirklich verschont geblieben, während die daranstofsende Kirche der heiligen Johann und Paul mehrere Beschädigungen erlitten hat.

Gleich in den ersten Tagen der verschärften Beschiefsung hatte sich in Venedig alles anders gestaltet. Die Kugeln bestrichen jetzt gut zwei Dritteile der Stadt und mit der Morgenröte des 30. Juli hatte die Flucht der Bewohner der bedrohten Stadtteile nach dem entferntesten, östlichen Drittel, das die Geschosse nicht erreichten, begonnen. Die sonst ziemlich dünnbewohnten Quartiere der „*Riva dei Schiavoni*," des *Castello* und der Umgebung des Arsenals wurden dadurch plötzlich derart übervölkert, dafs 20—30 Menschen auf einen Raum kamen, der vorher einen oder zwei Insassen gehabt hatte.

In dieser ungeheuren, dicht zusammengepferchten Menschenmenge, der es, ob reich oder arm, an allen Bequemlichkeiten und oft am Allernötigsten gebrach, trat nun die Cholera, die bisher nur gespukt hatte, ehe 8 Tage hingegangen waren, in ihrer schrecklichsten Gestalt und unter den entsetzlichsten Umständen auf. Die Sterblichkeit stieg von Tag zu Tag und nach der ersten Woche schon betrug die tägliche Zahl der an der Seuche gestorbenen über 500.

An allem war Mangel in der unglücklichen Stadt. In den Hospitälern starben selbst die leichter Verwundeten am Brand, denn es konnte nur ganz unzureichende ärztliche Hilfe geleistet werden und bei der gröfsten Augusthitze fehlte es

an Verbänden, an Arzneien und gänzlich an Eis. Dieses wurde am allerschmerzlichsten vermifst, da es in Italien im Sommer ein Hauptbedürfnis bei Verwundungen und überhaupt bei den meisten Krankheiten ist.

Wer, besonders in den ärmeren Klassen, von der Cholera ergriffen wurde, war auch verloren, wenn auch den venezianischen Ärzten, von denen viele der Seuche erlagen, ein über alles Lob erhabenes, aufopferndes Betragen nachgerühmt werden mufs.

Das Brot fing in erschreckender Weise zu mangeln an und das wenige, was davon erzeugt wurde, war mit Kleie, ja sogar mit Sägespänen untermischt und so schlecht gearbeitet, dafs nur der ärgste Hunger es hinunterwürgen, aber nicht immer verdauen konnte.

In diesen Schreckenstagen, in welchen so leicht der Trieb der Selbsterhaltung den Menschen zum Tier macht, waren die östreichischen Kugeln noch das geringste der Übel, ja sie wurden in gewifsem Sinne zu einer Wohltat, denn der Respekt vor ihnen verhinderte das fremde Gesindel sich über die verlassenen Stadtteile zu ergiefsen um gleich hungrigen Wölfen Nahrung und Beute zu suchen. Nur in den östlichen, von den Kugeln verschonten Vierteln sind einige Fälle gewalttätiger Selbsthilfe, einige Erstürmungen von Bäckerläden und ähnliches vorgekommen, doch mufs zum Ruhme der eigentlichen Venezianer hervorgehoben werden, dafs es eine bessere und grofsmütigere Bevölkerung nirgendwo geben kann. Wer noch etwas zu beifsen hatte, teilte es mit dem Hungernden und dieser empfing es in der Regel mit Segenswünschen.

Uns selbst erging es in unserer Klause, dank der rechtzeitig getroffenen Vorkehrungen, ganz erträglich. Die gröfste

Sorge war nun, dafs auch bei uns die Cholera einkehren könnte. Jedes kleine Übelbefinden, das in anderer Zeit gar nicht beachtet worden wäre, hätte ja ein Vorbote des schrecklichen Gastes sein können und an jedem Morgen hielten wir stillschweigend gegenseitige Rundschau, ob auch niemands Antlitz eine verdächtige Blässe zeige.

Dabei befleifsigten wir uns samt und sonders einer geregelten Lebensweise und da Fleisch und Fleischbrühe für die zweckmäfsigsten Nahrungsmittel gegenüber der Ansteckungsgefahr galten, bestand ich darauf, dafs jeden Tag Fleisch für alle im Topf sein müsse, was es auch kosten mochte. Und es gelang mir, dies bis ans Ende durchzuführen. Kuh- und Pferdefleisch mufsten freilich mit 10—12 *Lire* das „kleine" Pfund von 12 Unzen (ungefähr 375 gramm), ein Ei mit 80 *Centesimi* bis einer *Lira* bezahlt werden und war zudem nicht immer zu erhalten. Dazu hatten wir unsern selbstverfertigten Zwieback, Reis und guten Rotwein. Gott hat uns alle gesund erhalten und unsere Ernährungsweise, verbunden mit möglichster Heiterkeit, haben sich als wirksame Schutzmittel gegen die rings um uns wütende Seuche bewährt.

Das Wort Cholera auszusprechen, war unter uns bei Rüge und Strafe verboten und neben diesen Mafsregeln allen, hatten wir das Glück, zweimal, inmitten der gröfsten Not, so recht wie Geschenke der Vorsehung, Verstärkungen unserer Mundvorräte zu empfangen. Zuerst ein Fafs köstlichen Pökelfleisches, das uns durch einen Freund aus einer am Eingang des Hafens gestrandeten und wieder gehobenen englischen Kriegsbrigg verschafft werden konnte. Zum zweiten erhielten wir durch den liebenswürdigen Kommandanten des französischen

Kriegsdampfers „Solon", der zum Schutze seiner Landesangehörigen im Hafen lag und zuweilen die Fahrt nach Triest und zurück machte, eine nächtliche Gondel voll Schinken, Würste, Maccaroni und dergleichen. Völker- und Kriegsrecht untersagten zwar den Befehlshabern fremder Kriegsschiffe, den armen Venezianern Lebensmittel zuzuführen, allein der wackere Franzose hielt dafür, daſs er mit uns eine Ausnahme machen dürfe, ohne sein dienstliches Gewissen zu belasten, da wir ja keine Venezianer und also mit Östreich nicht im Kriegszustande waren.

Einigemale sollten wir indessen doch, und zwar durch eine unserer Mägde, eine hübsche junge Venezianerin, alarmiert werden. Die wollte plötzlich von Schmerzen, Schwindel und Übelkeit befallen sein, so daſs wir befürchten muſsten, der schauerliche Gast sei auch bei uns eingekehrt. Allein unser braver Hausarzt, Dottore Levy, der sich jedesmal zur rechten Zeit und, trotz der Kugeln, regelmäſsig bei uns einstellte, erklärte unsere Angst für unbegründet und die Erscheinungen bei dem Mädchen für bloſse Cholerafurcht, die aber freilich die Krankheit selbst schlieſslich herbeiführen könne. Die „eingebildete Kranke" erhielt zunächst, statt aller Medizin, einen tüchtigen Wischer und bei einem bald danach, mit Ach und Weh sich einstellenden Rückfall wurde ihr erklärt, daſs sie das Haus verlassen müsse, wenn es ihr einfiele noch einmal einen Choleraanfall zu bekommen. Dieses Mittel wirkte vortrefflich und kann als ein probates Präservativum empfohlen werden.

Die Sterblichkeit durch Cholera hat in Italien gewöhnlich 55 Prozent der Erkrankungen betragen. Diesmal aber stieg sie

in Venedig auf 80 und zuletzt gar auf 90 Prozent, was dem geschilderten Notstande zuzuschreiben ist. Wo Pflegemöglichkeit und Hilfe, insbesondere aber guter Mut und stramme Haltung vorhanden waren, wurde immer mehr als die Hälfte gerettet. Von meinen nähern Freunden wurden damals drei ergriffen: Heinrich Stieglitz, der Maler Nerly und der Kaufmann Karrer. Der erstere ist, wie schon gemeldet, unterlegen. Sein Fall war aber auch ein „*vero asiatico fulminante*“, wie man die Krankheitsform bezeichnete, die den von ihr Ergriffenen in wenigen Stunden rettungslos dahinraffte.

Bei den letzten Choleraeinbrüchen in Italien waren es vorwiegend örtliche und je nach Umständen den ganzen Körper bedeckende Aufschläge von heifsem Senfteig, die sich als bestes Rettungsmittel bewährt haben sollen.

Man kann sich vorstellen, dafs die Zustände in der Stadt von Tag zu Tag bedenklicher wurden. Die Kugeln hatten sehr viele Gebäude beschädigt — in den langen Palast Mocenigo waren deren allein über 50 geflogen — aber, da die Enge der Strafsen selbst Schutz bot, an Menschenleben so wenige Opfer gefordert, dafs man sich, angesichts der Cholera und des Hungers, täglich weniger um sie bekümmerte. Die Strafsen, die in den ersten Tagen der verstärkten Beschiefsung so verödet gewesen waren, wie die von Pompeji, fingen allmählich an, sich wieder zu beleben und damit schwand auch mehr und mehr die Furcht vor Plünderung.

Das lebensgefährliche Wort Kapitulation ertönte indessen überall und am lautesten in den beiden deckenlosen Konzertsälen Venedigs, dem Markusplatz und der Piazzetta, d. h. vor dem Sitz der Regierung und am Dogenpalast, in

dem das Parlament tagte. Jenes amtlich noch verpönte Wort wäre jetzt gewiſs die angenehmste und schönste Musik gewesen, die man Allen dort hätte aufspielen können.

Die Östreicher, denen die Lage der Dinge in der Stadt nicht unbekannt war, verstärkten ihr Feuer Tag und Nacht bis zum 15. August. — Da, mit dem Schlage neun Uhr morgens, wurden wir durch ein so vollständiges Aufhören des Schieſsens überrascht, daſs wir wieder einmal nicht wuſsten, ob wir uns über die Stille freuen, oder vor ihr erschrecken sollten. Bald aber erfuhren wir, daſs Parlamentäre ins Hauptquartier des Marschalls Radetzky abgegangen seien.

Ein Poet jener Tage hat das ganze Elend des Augenblicks treffend und bündig in die Worte gefaſst:

Il morbo infuria,
il pane manca;
sul ponte sventola
bandiera bianca.

Frei übersetzt:

Die Seuche wütet,
es fehlt an Brot;
die weiſse Flagge
gesteht die Not.

Die ersten Unterhandlungen zerschlugen sich indessen, und um vier Uhr Nachmittags fing der Höllenlärm von neuem mit allem Ungestüm wieder an. Die Forderungen Radetzkys — so hieſs es — seien der Art gewesen, daſs die Venezianer sich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt begraben, als nachgeben wollten.

Und nun sank auch den Beherztesten unter uns der Mut. —

An demselben Abend versammelten sich mehrere deutsche Familienväter bei mir und wir beschlossen in der Hauptsache, einen von den ohne Ladung im Hafen liegenden Kauffahrteifahrern zu mieten, der zu unserer Aufnahme in jeder Stunde bereit wäre, falls die Desperados im Parlamente die Oberhand behalten und Angriffe auf Häuser stattfinden sollten.

Dafs es nicht lustig herging, als wir uns zu solcher Flucht entschlossen, kann man sich denken. Denn einmal waren wir noch nicht an Bord und hätten uns, um dahin zu gelangen, in unsern Gondeln auf mindestens eine halbe Stunde dem Kugelregen aussetzen müssen; und dann — all unser Hab und Gut mufsten wir ja Alle, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen, zurücklassen.

Unser Beschlufs wurde noch in derselben Nacht so weit ausgeführt, dafs ein Schiff für eine bedeutende Summe geschartert wurde und dafs der schon erwähnte menschenfreundliche Kommandant des Solon uns gestattete, es alsbald unter den Schutz seiner Kanonen zu legen, wo wir nichts zu fürchten haben sollten. Beiläufig sei hier erwähnt, dafs der Kapitän eines englischen Kriegsdampfers an den wir uns, seiner geringern Entfernung vom Ufer wegen, zuerst um Schutz gewendet hatten, uns die Antwort gab: „Er sei nur zum Schutz von Engländern da.“

Glücklicherweise sollte das Dräuen des verzweifelnden Volkes fertig bringen, was die östreichischen Kugeln noch immer nicht vermocht hatten: Die Sitze der Regierung und des Parlaments wurden umdrängt und belagert und von Abordnungen aus allen Schichten der Einwohnerschaft bestürmt. Die aus- und eingehenden Säbelmänner, Ulloa, Sirtori,

Baldisarotto und wer sonst von ihnen sich blicken liefs, wurden beschimpft und bedroht, und das zur rechten Zeit in die Menge geworfene, echt venezianische Witzwort:

„El popolo sovran
decreta ch'el vol pan!"

(Wörtlich: Das freiherrschende Volk verfügt, dafs es Brot will!) wurde zum Losungswort, das augenblicklich auf Fahnen, Hüten und an allen Strafsenecken zu lesen war, und vor dem aller Widerstand der Männer des Schwertes sein Ende erreichen mufste.

Zwar wurden in den nächsten Stunden und Tagen die Feindseligkeiten noch einigemale eingestellt und wieder aufgenommen, zwar zogen sich die fremden „Verteidiger" Venedigs auf den *Campo di Marte* (das Marsfeld, am Südwest-Ende der Stadt) zurück und drohten von dort aus mit ihren Kanonen, aber der edle und unerschrockene Manin, dessen Stimme seit einer Woche unter dem Lärm der Säbelrafsler nicht hatte durchdringen können, trat den Meuterern, ohneachtet sie sein Leben bedrohten, allein entgegen und brachte schliefslich einen Vergleich mit ihnen zustande, in den Hauptpunkten des Inhalts: dafs nicht kapituliert werden solle, ohne von den Östreichern zugestandenen freien Abzug für sie (die Fremden) und dafs ihnen ein dreimonatlicher Sold als Wegzehrung ausgezahlt werde.

Hierauf wurde, am 22. August, mit Radetzky die Unterwerfung abgeschlossen, deren Bedingungen das „rebellische Venedig" so günstig nicht erhofft hatte und deren Hauptinhalt der folgende war:

Am 24. August halten die k. k. Truppen ihren Einzug in Venedig. Niemand soll wegen seiner Teilnahme an der Revolution bestraft werden. („Sonst müfst' ich euch halt allesamt erschiefsen lassen" — hatte der greise Feldmarschall den venezianischen Unterhändlern gesagt.) 42 Personen, Mitglieder der Regierung oder sonst Hauptschuldige, erhalten von Radetzky sofort Pässe fürs Ausland und es soll an die östreichischen Schiffe zugleich der Befehl ergehen, die Betreffenden durchzulassen. Doch soll sich keiner von ihnen nach der Mitternacht vom 23. auf den 24. in Venedig betreten lassen „bei Pulver und Blei". Der Überrest des Schweizer-Bataillons, sowie alle nicht aus Venezianern bestehenden Truppenteile sollen, nach ihrer Wahl, zu Wasser oder zu Lande, unbewaffnet bis an die Grenze der k. k. Staaten befördert werden. Für die Stadt Venedig wird auf 14 Tage, vom 24. an, zoll- und abgabenfreie Zufuhr von Lebensmitteln jeder Art bewilligt usw.

Diese Übereinkunft wurde nun sofort in ganz Venedig bekannt gemacht und der Jubel, den sie hervorrief, läfst sich nicht beschreiben und nur aus dem Gegensatze zu dem bisherigen bodenlosen Jammer begreifen. Der „Tiger", der „Bluthund", der „Attila" Radetzky war nun auf einmal der „*Padre*" Radetzky und die Strafsen wiederhallten von begeisterten „Evviva!" auf ihn.

Auch wir waren eitel Lust und Freude und Jeder wollte nun gleich wieder die erste Nacht in seinem Bette schlafen, was uns jedoch zum Letzten noch übel geriet. Denn kaum hatten wir es uns wieder in unsern altgewohnten Räumen behaglich sein lassen, als das Schiefsen noch einmal begann

und zu unserm steigenden Schrecken den gröfsten Teil der Nacht fortdauerte. Was konnte vorgefallen sein? War von einer oder anderer Seite die Kapitulation gebrochen worden, und sollten nun am Ende doch die Kroaten über uns herfallen?

Die Ursache dieser plötzlichen Wiederaufnahme der Beschiefsung haben wir nie genau erfahren: „Es sei — hiefs es — eine den Venezianern obliegende Förmlichkeit noch nicht erfüllt gewesen.“

Welche Veränderung in Venedig schon am folgenden Tage! Alle fremden Gesichter, und mit ihnen alle Befürchtungen, waren verschwunden. Man konnte sich wieder als Lebender unter Lebenden fühlen, sich frei bewegen, die langvermifsten Freunde und Bekannten begrüfsen und von ihnen hören, was Cholera und Kugeln verschont — oder auch hier und da hinweggerafft hatten. Die im Hafen liegenden Kriegs- und andern Schiffe französischer, englischer, griechischer und nordischer Flaggen hatten nächtlicherweile die bezeichneten, mit Pässen versehenen Zweiundvierzig aufgenommen, zur Fahrt nach dem fernen, fremden Exil, zumeist nach Frankreich.

Das erschütterndste Ereignis des Tages, oder richtiger der Nacht, war die Einschiffung Manins mit seiner Familie nebst vielen Mitverbannten, die nun Haus und Heimat, voraussichtlich für immer, zu meiden hatten.

Der Venezianer hängt mit einer so leidenschaftlichen und ausschliefslichen Zärtlichkeit an seiner wundervollen Vaterstadt, wie man dieses gelegentlich bis ins Krankhafte sich steigernde Heimatgefühl, aufser beim Pariser, beim Schweizer und beim Savojarden, nicht leicht in eben so hohem Grade anderswo findet. Und nun gar unter den obwaltenden Um-

ständen! Wie Mancher ging um so gebeugter in die Verbannung, als nun für Italien alles verloren schien, oder weil er, von Mitteln entblöfst, einer Zukunft voll Trübsal und Entbehrung entgegensah.

Vor allen, und in jeder der genannten Beziehungen, gehörte zu den Unglücklichsten der treffliche Daniele Manin, der, von der Liebe und Hochachtung seiner Mitbürger, in den Märztagen, aus dem östreichischen Gefängnis befreit, buchstäblich auf ihren Schultern in den Regierungspalast getragen und einstimmig zum Präsidenten der Republik erhoben worden war und seinem schweren Amte, bis ans Ende, mit der denkbar gröfsten persönlichen Aufopferung vorgestanden hatte.

Sein als gesuchter Rechtsanwalt erworbener Wohlstand und seine Gesundheit waren im Dienste der Vaterstadt hingeopfert. Er, durch dessen Hände während 18 Monaten viele Millionen gegangen waren, bestieg heute, in der Tasche 100 Napoleons d'or, die ein paar Freunde für ihn zusammengeschossen hatten, mit Frau und Tochter das Schiff, von dem aus er das letzte Lebewohl den Türmen und Kuppeln seines über alles geliebten Venedig zuweinen sollte und das ihn hoffnungslos in die Verbannung trug.

Die östreichischen Behörden, die wenige Tage später wieder im Regierungspalast amteten und an deren Spitze für die Zivilverwaltung der Graf Marzani, ein entschiedener Feind der Venezianer, gestellt war, hatten einen Abgrund von Veruntreuungen und Unterschleifen so gewifs zu finden gehofft, dafs sie ihn schon im Voraus ausposaunten. Wie erstaunt mufsten sie nun darüber sein, dafs alle Rechnungen so genau geführt, alle Einnahmen, Ausgaben und Kassenbestände so

vollständig stimmend gefunden wurden, wie beschämt mufsten sich die tugendhaften Östreicher fühlen, vor den reinen Händen der „wälschen Spitzbuben", daran nicht einmal der übliche Kreuzer von jedem Gulden kleben geblieben war!

Manin ging nach Paris. Schon auf der Durchreise, in Lyon, mufste er seine Lebensgefährtin begraben und in der Hauptstadt angekommen erwarb er seinen und seiner Tochter Unterhalt als Lehrer der italienischen Sprache, später auch als Mitarbeiter einiger politischen Zeitschriften. Glücklich für ihn, dafs er nicht lange auf den Erlöser Tod zu warten hatte. Sein letztes Wort soll ein Segen für seine „*Benedetta Venezia*" gewesen sein.

Wie auch das Urteil der Geschichte einst über diesen Mann ausfallen möge — und da in der Regel der Erfolg zur Richtschnur für die Beurteilung des Einzelnen genommen wird, ist es ja möglich, dafs ihm Gerechtigkeit versagt bleiben werde — Manin ist ein durch und durch ehrenhafter, reiner Charakter und der wärmste, aufopferungsfähigste Patriot gewesen, der neben einem Washington und Bolivar stehen könnte, wenn die von ihm geführte Sache nicht von Anfang an einem totgeborenen Kinde vergleichbar gewesen wäre. Es ist gewifs kein Leichtes, vom Tische des Rechtskonsulenten an die Spitze einer revolutionären Regierung, unter den an sich schon ungünstigsten Umständen berufen zu werden, und noch dazu gegen jenes Östreich, dessen Politik in Italien von jeher darauf bedacht war, die Landeskinder von allen höhern Stellen auszuschliefsen und sie zu dem Zustande der vollkommensten Abhängigkeit, des Nichteinblickes und der Nichteinmischung in die öffentlichen Geschäfte zu verdammen.

Aus diesem Grunde ist denn auch Manin von den meisten seiner Mitregierer und Gehülfen mangelhaft bedient gewesen, und selbst der begabteste unter ihnen, Niccolò Tommaseo, war mehr wolkenwandelnder Poet als realpolitischer Staatsmann, und was weit schlimmer, ein Römling, eine Art von italienischem Lamartine und Montalembert in einer Person, ein Mensch von dem niemals Erspriefsliches für Italien zu hoffen war. Wo der Phantast wohl hingekommen sein mag? Wundern sollte es mich nicht, eines Tages in der Zeitung zu lesen, dafs er sich in irgend ein Kloster zurückgezogen habe.

Mit seinem überarbeiteten Kopfe hat Manin unstreitig Irrtümer begangen, mit dem Herzen aber, das er gebrochen ins Exil trug, hat er nie gefehlt. An seinen Händen klebte kein Tropfen Blutes, und als er starb, besafs er nicht, wovon die Kosten seines Begräbnisses bestritten werden konnten. Der verwaisten Tochter hat sich die Vaterstadt angenommen.

Wir sind am 24. August.

Mit den ersten Strahlen der Sonne dieses Tages war in Venedig Jung und Alt auf den Füfsen und schon lagen an den Kais der grofsen und kleinen Stadtkanäle Barken mit allerlei Lebensmitteln. Diese erste Zufuhr konnte gar nicht zu regelmäfsigem Ausladen gelangen. Die Barken wurden von dem hungernden und zumal nach einem Glase Wein lechzenden Volke belagert und mufsten ihren Inhalt Portionenweise abgeben. Dabei ging es übrigens mit der gröfsten Ordnung, Mäfsigkeit und guten Freundschaft her und der venezianische Volkscharakter zeigte sich da einmal mehr in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Ein Glas Wein, ein Stück Brot war vor der Hand jedem genug und es war rührend,

mit anzusehn, wie die Portionen von Hand zu Hand weiter gereicht wurden und besonders Weiber und Kinder ihr ehrlich Teil davon bekamen. Fleisch, Schlachtvieh, Feld- und Gartenerzeugnisse wurden vorerst nur als Mahlzeit einer spätern Stunde beliebäugelt.

War es den armen Leuten zu verdenken, war es eine Schmach, dafs die ersten Gläser auf das Wohl des „*padre Radetzky*" geleert wurden? Das sind Fragen, die der nicht versteht, der Hunger und Not nie erduldet hat.

Der Markusplatz bot allerdings einen weniger erfreulichen Anblick dar. Eine ungeheure schwarzgelbe Fahne wehte als Zeichen des Belagerungszustandes von der höchsten Spitze des *Campanile*. Als Vorläufer der Truppen, die um 10 Uhr einzurücken hatten, kam ein Gewimmel von mit Artillerie- und Genie-Mannschaften besetzten Fahrzeugen, den grofsen Kanal entlang, in den Hafen, um in den ersten Morgenstunden vom Arsenal und den vielen befestigten Laguneninseln Besitz zu ergreifen.

Inmitten dieser Szenen sowohl freudiger als kriegerischer Aufregung, gab es denn auch des Komischen nicht wenig. Alle nationalen und martialischen Abzeichen waren von gestern auf heute verschwunden. Alle Kaffeehäuser und Buden hatten die alten Schilder über Nacht wieder anbringen lassen. Das *Café Manin* z. B. prangte wieder, wie vordem, als *Café dell' Imperatore d' Austria*; von Trikoloren und roten Schleifen auf Hüten und in Knopflöchern war nichts mehr zu sehn; alle Schnurr- und Vollbärte waren in einer Nacht gefallen und bei meinem Nachbarn Malvolti war das Gartenhäuschen, das seither in den lebhaftesten grün-weifs-roten Farben

geleuchtet hatte, zwischen Untergang und Aufgang gänzlich grün geworden.

Kurz, Venedig hatte zu der Stunde, in der Radetzky mit seinem glänzenden Generalstabe an der *Piazzetta* landete, seine vollständig loyale und k. k. östreichisch-tugendsame Miene wieder angenommen.

Sothane Landung geschah dann wirklich Schlag 10 Uhr unter dem Geläute aller Glocken, dem Donner der Geschütze und — kaum glaublich — dem tausendstimmigen *Evviva!* der armen Teufel, die sich kurz vorher wieder einmal in gutem, richtigem Weine ein Herz getrunken hatten.

Der Marschall durchschritt zuerst die Reihen der auf dem Markusplatze und der „*Riva dei Schiavoni*“ in Parade aufgestellten Truppen und begab sich dann mit seinem Geleite in die Markuskirche, allwo von Seiner Eminenz, dem wieder zum Vorschein gekommenen Patriarchen von Venedig, Kardinal Jacopo Monico, nebst gesamten Klerus, ein Te Deum laudamus und Gloria in excelsis Deo auf das feierlichste geplärrt wurde.

Zu dieser Leistung waren sämtliche Behörden, Beamtungen und Körperschaften eingeladen und einer jeden ihr besonderer Platz in der Kirche angewiesen worden. Dadurch ward auch mir, als Mitglied der k. k. Handelskammer, Gelegenheit ihr anzuwohnen.

Jenes allen Künsten entlehnte Gepränge, das den Hauptbestandteil der hohen Feste in der römischen Kirche, und ganz besonders in den Metropolitankirchen Italiens bildet, hat wohl für jeden in den ersten Augenblicken und bis die aufgerührten Sinne wieder zu sich selbst kommen, etwas über-

wältigend grofsartiges. Und wenn man sich nun diesmal den greisen „Retter Östreichs" an der Spitze eines goldschimmernden Gefolges von durchgehends schönen und stattlichen Offizieren aller Waffengattungen hinzudenkt, wie sie alle, durch ein Spalier von Grenadieren, das Mittelschiff der Kirche bis zum Hochaltar durchschritten, zuerst stolz und herrisch dreinblickend, als wollten sie dem lieben Gott selbst zu verstehn geben, dafs er doch erst etwas spät seine Schuldigkeit gegenüber dem schwarzgelben Banner getan habe — dann aber unter Trommelwirbel und Waffenklirren und eingehüllt in eine Glorie von Licht und Weihrauch, sich niederwerfend vor dem Allerheiligsten — so wird man verstehn, dafs der einzelne Mensch, angesichts der vereinten himmlischen und irdischen Heerscharen, sich recht klein vorkommen konnte.

Aber trotz blendenden Prunkes und blitzender Pracht wollte es bei dem heutigen Feste nicht so recht zu der beabsichtigten Stimmung unter den zahlreichen Anwesenden kommen, nicht nur wegen des Gefühls verlorner Hoffnungen, das gewifs in den meisten Venezianern vorherrschte, weniger auch wegen des ungeliebten und heute zum erstenmale wieder freudestrahlenden, feisten Antlitzes des pontifizierenden Patriarchen, als — weil sich ein lähmender Schreck eines grofsen Teils der Andacht heuchelnden Zuhörerschaft bemächtigt hatte. Schon beim Einzug in die in Goldmosaik prangenden Hallen des heiligen Markus hatte man sich das irgend einem neckischen Gehirn entsprungene Gerücht zugeflüstert, die Kirche sei unterminiert und solle während der Feier in die Luft fliegen. Und wenn nun auch jeder sich bemühte, die Warnung als ein Märchen aufzunehmen und zu belächeln, wenn auch jeder

halbwegs Verständige sich sagen mufste, dafs die herrliche Kirche selbst und die vielen hundert in ihr versammelten Venezianer ebenso viele Geiseln der Sicherheit Radetzkys und seiner Offiziere waren und dafs diese zudem gewifs nicht vergessen hatten, von den so zahlreich in der Frühe eingerückten Pionieren und Geniesoldaten genügende Mannschaft in die Krypten und Geheimgänge der Kirche abzuordnen, um dort jeden Winkel zu untersuchen und zu bewachen — dennoch schien der Gedanke: „Wenns aber doch etwas mehr wäre?" „Wenn es aber doch wäre?" nach und nach an Boden zu gewinnen. Dieser Gedanke, dieses allem Klügeln trotzende unbestimmte Furchtgefühl, ist wohl den meisten derer, die ihr Leben nicht mit einem immer still und friedlich dahinfliefsenden Bache vergleichen können, nur zu gut bekannt. Solchen will ich, der Wahrheit zu Ehren, das Geständnis ablegen, dafs mir damals in der Markuskirche die Möglichkeit, nun, nach glücklich überstandenen Revolutionsnöten aller Art, auch noch das Experiment einer ungewünschten Luftreise mitmachen zu müssen, immer unheimlicher vorzuschweben begann und dafs ich, nach sehr ungeduldig „in drangvoll fürchterlicher Enge" ersehntem Ende der Feier, es ungemein eilig hatte, durch das Gewühl der Hinausströmenden das Freie zu gewinnen.

Der Belagerungszustand blieb nun auf unbestimmte Zeit über Venedig verhängt. Aber, so sonderbar dies auch klingen mag, der Kriegszustand war für die Stadt mehr ein Glück als ein Unheil zu nennen. Der erste Militärgouverneur, den wir erhielten, war der Feldzeugmeister Gorskowsky, ein in seinem äufsern Gebahren rauher Soldat, der schon in Mantua

bewiesen hatte, was ein rechter Mann vermag, aber eben Soldat und darum etwas ganz anderes, als die federfuchsenden, schnüffelnden Zivil- und politischen Beamten, deren ganzes Streben dahin ging, durch das was man „Eifer im Dienst“ nennt, eine gute Nummer bei den hohen Vorgesetzten zu erwerben.

Eine derartige schlimme Zugabe zu Gorskowsky, der persönlich mehr zu Radetzkyschem Gerechtigkeitssinne neigte, war sein ad latus für politische und Zivilsachen, der schon erwähnte Wälschtyroler Graf Marzani, der alle jene üblen Eigenschaften seiner Landsleute in sich vereinigte, die solche stets zu Polizeihelden Östreichs in Italien besonders geeignet gemacht haben. Überdies war Marzani, mehr als der Militärgouverneur, von den Weisungen der großen Widersacher Venedigs in Wien, des Fürsten Schwarzenberg und des Freiherrn v. Bruck abhängig. Hätten diese Herren Minister und ihre Nebensterne nicht in Radetzky und seinen Leuten ein Gegengewicht gefunden, es würde dem Lombardisch-Venezianischen Königreiche und besonders „der großen Rebellin“ Venedig, ganz anders übel ergangen sein.

Ich kann über diese Verhältnisse aus eigenster Erfahrung sprechen, denn ich wurde in den ersten Monaten nach der Wiederbesetzung Venedigs als Deutschredender — für meinen Geschmack viel zu oft — in Handelssachen zu Abordnungen, bald an die Regierung in Venedig, bald an den Sitz der höchsten Behörden für Lombardei-Venezien, Verona, gewählt. Bei solchen Gelegenheiten ließen sich denn stets die Militärbehörden, und vor allen Graf Radetzky selbst, mit dem liebenswürdigsten Entgegenkommen zu Rat und Tat herbei. Der

alte Herr war immer der erste, über die Minister in Wien loszuwettern, und über die schwere Not, die er mit ihnen habe. Ich wage nicht zu behaupten, dafs solche Äufserungen immer buchstäblich zu nehmen gewesen seien, habe vielmehr meine bescheidenen Zweifel, ob sie nicht etwa als die beste Art, uns mit unsern Gesuchen bald wieder los zu werden, getan wurden. Immerhin war eine Sendung an den Marschall oder an Gorskowsky nichts, dessen man sich als einer erniedrigenden Sache zu schämen gehabt hätte, wogegen man zum Herrn Grafen Marzani und zu den hohen Zivilbehörden in Verona einen guten Magen und ein tüchtiges Stück Selbstverleugnung mitbringen mufste.

Bei der ersten Audienz der Mitglieder unserer Handelskammer bei Marzani, liefs dieser uns über eine Stunde in seiner Gegenwart stehen, ohne die geringste Notiz von uns zu nehmen, obgleich er sichtlich unbeschäftigt war und mehrere Besucher empfing, mit denen er sich über Wetter und Theater unterhielt. Wäre es nach meinem Sinn gegangen, wir würden wieder abgezogen sein, allein meine Kollegen, denen ich den dahin gehenden Vorschlag zuflüsterte, fürchteten den Obersten der Polizeispitzel zu erzürnen. Endlich schnauzte er uns mit einem

— Was wollen Sie?

an. Und als wir unsere Vorstellungen wegen des in Venedig umlaufenden Papiergeldes beginnen wollten, fertigte er uns mit den Worten ab

— Dazu ist die Zeit noch lange nicht da, Venedig wird vorher noch Mufse zum Bereuen bekommen!

Auf meine Entgegnung, dafs wir Kaufleute seien, Kaufleute, die die Revolution nicht gemacht haben, vielmehr ihrer

Geschäfte wegen Ruhe und Frieden weit vorgezogen haben würden, fuhr er uns weiter an

— Ihr habt der Kanaille das Geld dazu gegeben!

— Ja, Herr Graf, erwiderte ich, wir haben Geld gegeben und ich, ein Deutscher, habe auch Geld gegeben, und wären Sie, Herr Graf, hier gewesen, auch Sie hätten Geld gegeben, denn eine andere Wahl gab es nicht.

Darauf kehrte der Herr Graf uns den Rücken zu — und wir gingen.

Wäre aber der Herr Graf damals wirklich in Venedig gewesen, er hätte wohl noch anderes als nur Geld hergeben müssen. Etwa drei Monate vor dem Ende der Revolution entstand einmal das Gerücht, Graf Marzani sei in der Stadt anwesend und im *Palazzo Untale* verborgen. Die stürmische Zärtlichkeit, mit der ihn damals das Volk vom Boden bis unter das Dach, ja bis in die Schornsteine hinein suchte, wird ihm wohl nicht unbekannt geblieben sein.

Die erste Strafmaſsregel, die Östreich, gleich am zweiten oder dritten Tage, über Venedig verhängte, war die Aufhebung des Freihafens. Gleichsam vom Sattel herunter erlieſs Gorskowsky, auf Wiens Befehl, das betreffende Dekret. Venedig sollte wieder, wie es vor 1830 gewesen, eine in den Schlamm der Lagune versinkende Ruine werden. Keine Elle, kein Lot ausländischer Ware durfte vom 27. August an mehr eingeführt werden, und Venedig sollte wieder, als k. k. Provinzialstadt, dem Prohibitivsystem unterworfen sein, das zur Zeit noch Östreich beglückte. —

Hiermit war nun auch das Schicksal meines Hauses entschieden. In Venedig konnte unseres Bleibens nicht mehr

sein, wir sollten zum Beschlufs der erlittenen Drangsale wieder zum Wanderstabe greifen, denn ohne Freihafen war Venedig tot für den Handel und niemand konnte wissen, dafs Östreich nach anderthalb Jahren der Stadt ihre Privilegien zurückgeben werde, wie es geschehen ist. Sonst hätte es sich ja allenfalls abwarten lassen.

Aber auch bei der Aufhebung des Freihafens sollte es sich für mich bewahrheiten, dafs selten ein Unglück kommt, das nicht etwas Gutes im Gefolge hätte, ja mein Glück sollte diesmal sogar erklecklich gröfser sein, als das Unglück. Das hat sich wie folgt zugetragen:

Gleich nach dem Ausbruch der Revolution, im März 1848, hatte das eigentliche und gröfsere Geschäftsleben in Venedig aufgehört, und es waren, infolgedessen, von allen, und namentlich von den Firmen die, wie wir, ausländische Webewaren einführten, die Bezüge neuer Sendungen bald gänzlich unterblieben. Anders hatten wir gerechnet. Die Revolution wird, so sagten wir uns, wie alles auf Erden, einmal ein Ende nehmen, und gerade weil unsere gesamte Konkurrenz keine Waren kommen läfst, mufs in Venedig unfehlbar der Augenblick eintreten, sei es nun, dafs wir italienisch bleiben, sei es, dafs wir wieder östreichisch werden, wo man vor einem vollständigen Warenmangel stehen wird.

Dieser Rechnung zufolge fuhren wir fort, unsere ausgiebigen Bestellungen in England zu erteilen, und so lange uns das Meer offen blieb, kam kein englisches Fahrzeug in den Hafen, das nicht volle Ladung für Bertuch & Aubin an Bord gehabt hätte, so dafs sich, als die Kugeln über uns

dahinsausten, eine Warenmenge in unsern Magazinen angehäuft hatte, deren Wert in die Millionen Lire ging.

Hierbei mufs ich bekennen, dafs unser Verfahren mir oft grofse Sorge verursacht hat und dafs, wäre ich allein gewesen, ich nicht den Mut dazu gehabt haben würde. Der Ruhm unentwegter Tapferkeit gebührt ausschliefslich meinem Partner Aubin, der meine Besorgnisse stets zu beschwichtigen wufste.

Und der Erfolg hat ihm, über eigenes Erwarten, recht gegeben; denn nicht nur waren wir zur Zeit der Wiederentfaltung des schwarzgelben Banners allein im Besitz von Waren, sondern wir sollten es auch, durch die erfolgte Aufhebung des Freihafens, allein bleiben. Man kann sich denken, dafs wir nun für alle unsere Verluste Revanche zu nehmen bestrebt und imstande waren, da wir unsere Verkaufpreise fast nach Belieben heraufsetzen konnten.

Von denen, die uns früher wegen unseres gewagten Vorgehens getadelt und bespöttelt hatten, wurden wir nun beneidet und als verteufelt kluge Spekulanten gepriesen, während doch unsere Rechnung die denkbar einfachste gewesen ist. Das beste aber dabei war, dafs der Gewinn den wir ernten konnten, alle unsere Verluste, sowohl durch Geschäftstockung und am Papiergeld als an „freiwilligen“ und gezwungenen Kontributionen während der 18 Revolutionsmonate, recht reichlich deckte.

Ohne Dornen sollten jedoch unsere Rosen nicht zu pflücken sein, vielmehr hatten wir noch viele Umtriebe und Sorgen zu bestehen, bevor wir uns des Ergebnisses als einer vollendeten Tatsache erfreuen konnten. Das väterliche, und besonders da, wo eine Strafmafsregel Geld eintragen kann, stets straf-

bereite Östreich, wollte die Aufhebung des Freihafens auch dadurch recht fühlbar verschärfen, daſs es ihr auf dem Fuſse ein neues Dekret nachfolgen lieſs, nach welchem alle in Venedig vorhandenen ausländischen Waren mit einer bei manchen Artikeln die Hälfte des Wertes erreichenden Zollabgabe belegt werden sollten, damit sie die Ehre hätten, „nationalisiert“ zu werden. Diese Verfügung, die der Aufhebung des Freihafens den Charakter einer rückwirkenden, vernichtenden Maſsregel verlieh, war durch nichts gerechtfertigt und eben nichts anderes als eine Kriegskontribution unter anderm Namen.

Obwohl nun niemand härter als mein Haus von ihr betroffen worden wäre, so gab es doch noch in Venedig mancherlei Bestände alter und ungangbar gewordener ausländischer Ware, die zum sonstigen Verlust nun noch den schweren Zollzuschlag zu tragen gehabt hätte. Deshalb waren der Jammer und die Entrüstung über das zweite Dekret allgemein, und was mich anbelangt, wird man mir glauben, daſs ich mich diesmal nicht lange bitten lieſs, bei den Vorstellungen und Deputationen an die Behörden mitzutun.

Ich denke, man wird mir nicht vorwerfen können, irgendwo in diesen Aufzeichnungen mein eigenes Ich ungebührlich bewertet oder über die Maſsen in den Vordergrund geschoben zu haben. Aber von den nun in möglichster Kürze zu erzählenden langen Verhandlungen zwischen Handelsstand und Handelskammer einerseits und den Behörden als deren Gegner, darf ich wohl sagen, daſs ich wesentlich zum glücklichen Erfolge beigetragen habe.

Es ist in Östreich allzeit schwierig und selten möglich gewesen, eine einmal verhängte Maßregel rückgängig zu machen, doppelt schwierig, wenn mit ihr ein Aufbessern des stets hungrigen Staatsäckels verbunden war. Oft sind wir in unsern Verhandlungen mit den Behörden nahe daran gewesen, den Kampf aufzugeben, und dies um so mehr, als unsere ad hoc-Deputation, außer mir, aus einigen Bankiers bestand, die, als von dem neuen Dekret nicht selbst betroffen, und aus Furcht, den hohen Herren durch eine freie Sprache zu mißfallen, diese Angelegenheit ihrer Auftraggeber nur recht lau verfochten.

Bei mir stand die Sache anders. Einmal war sie für mich fast eine Lebensfrage, und zudem hatte ich mich durch die vielen Laufereien, Vorstellungen und Bitten in eine Art von Schlagfertigkeit und Aufgeregtheit hineingearbeitet, in denen mir das Stirnrunzeln oder der Ordnungsruf einer Exzellenz ziemlich gleichgültig waren. Auch muß ich der Wahrheit zur Ehre hinzufügen, daß in Östreich — sofern man sonst nicht als Mißvergnügter oder Kaffeehaus-Redner bei der hohen Polizei angekreidet ist — ein freies Wort, unmittelbar den Regierenden gegenüber gesprochen, mehr als ich zuvor geglaubt hatte, durchgeht. Und schließlich kam uns zu statten, daß wir die Behörden selbst in Verlegenheit sahen, die angedrohte Maßregel vom Standpunkt der Gerechtigkeit gegen uns zu verteidigen.

— „Man kann in solchen Zeiten nicht allen gerecht werden“ — so lautete die gewöhnliche Verabschiedung.

Es ist mir später erzählt worden, daß Exzellenz Graf Strassoldo, damals als Chef der Finanzverwaltung für das

Lombardisch-Venezianische Königreich in Verona residierend, und der Herr Ministerialrat von Blumberg, ein Gesinnungsgenosse und Abgeordneter des Ministers von Bruck, der diesen in Venedig vertrat, sich geradezu anerkennend darüber geäufsert haben sollen, dafs „der deutsche Kaufmann“ in der Verfechtung dieser italienischen Angelegenheit mehr Eifer gezeigt habe, als die Italiener selbst. — Er wufste wohl, warum.

Meine letzte Unterredung mit dem Herrn Ministerialrat, die in seinem Zimmer im Hotel Luna stattfand, mufs ich, der Vollständigkeit des Gesamtberichtes halber, hier wiedergeben. Wir hatten abermals den Gegenstand des langen und breiten besprochen, ohne weiter zu kommen, als ich mich schliefslich nicht enthalten konnte, zu sagen:

— Wenn es sich so verhält, Herr Ministerialrat, wenn man den Handelstand, der nichts verbrochen hat, eben nur an Hab und Gut strafen will, dann werde ich Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Ich werde aber, nachdem ich 19 Jahre im Vertrauen auf die der Stadt Venedig erteilten kaiserlichen Exemptionen hier gearbeitet habe, nun lieber in die Türkei gehen, als in Östreich bleiben.

— Mäfsigen Sie sich! Vergessen Sie sich nicht! wurde mir hier scharf entgegengebrummt. Ich aber war im Zuge und fuhr fort:

— Wenn ich in die Türkei gehe, weifs ich im Voraus und mufs meine Rechnung danach machen, dafs mich („den schutzlosen Deutschen“ dachte ich unausgesprochen) jeder Pascha ungestraft ruinieren oder gar strangulieren lassen kann. In Östreich aber steht der Grundsatz „Justitia regnorum fundamentum“ oben an, und man ist auch immer gewohnt gewesen,

Gerechtigkeit zu erlangen. Die Mafsregel aber, mit der jetzt Venedig heimgesucht werden soll, ist nicht nur der Ruin des Handelstandes, sondern eine offenbare Ungerechtigkeit, da die mit einer unerschwinglichen Nachverzollung bedrohten Waren unter dem Schutze kaiserlichen Wortes und kaiserlicher Dekrete, folglich auf allergesetzlichstem Wege, nach Venedig gekommen sind. Wollen Sie, Herr Ministerialrat, meine offene Sprache durch die Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigt sein lassen. Allein, da Sie mir abermals eine Audienz bewilligt haben, ist in mir die Voraussetzung entstanden, dafs Sie selbst noch Zweifel über die Angelegenheit hegen, und darum habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, die ganze Wahrheit zu sagen, die ich auch dann auszusprechen mich für verpflichtet halten würde, wenn ich vor des Kaisers Majestät stehen sollte. Und in der Tat sind wir entschlossen, unser gutes Recht an den Stufen des Thrones zu suchen.

Hierauf wurde ich, höflicher als ich erwartet hatte, entlassen, und sogar mit einer Art von Zusage, dafs das mögliche beim Ministerium zu unsern Gunsten versucht werden solle.

Und siehe da — etwa 14 Tage später kam von Wien aus:

„Die fraglichen Waren sollen durch einfache Plombierung nationalisiert werden“ —

also eine blofse Förmlichkeit, die mit einer geringfügigen Abgabe verbunden war.

Wir konnten uns, im Vergleich mit dem, was uns bedroht hatte, das Langweilige der Operation, an jedes unserer vielen Tausende von Warenstücken ein Kupferstäbchen mit dem k. k. Doppeladler anheften zu sehen, schon gefallen lassen. Allein in unsern Magazinen war ein ganzes Aufgebot

von Finanzbeamten über vierzehn Tage damit beschäftigt. Und was war das Ergebnis dieser Arbeit? — Die „Nationalisierung" verschaffte der betreffenden Ware freien Eingang in das gesamte Gebiet der Monarchie, das ihr zu Zeiten des Freihafens verschlossen gewesen war. Uns kam das ja sehr zu statten, allein man mufs doch sagen, dafs selbst die amtlich beglaubigte, uns andern so sehr überlegene Weisheit hoher und höchster Behörden zuweilen den rechten Mittelweg nicht zu finden versteht, der hier darin bestanden haben würde, dafs jene Waren, wie früher, in Venedig verkauft oder ins Ausland transitiert werden durften, das östreichische Festland aber ihnen nur gegen Zollentrichtung geöffnet gewesen wäre.

Nun erst konnten wir uns mit gutem Mut und ungeteilten Gedanken der Verwertung unseres gewaltigen Warenvorrates widmen, die denn auch verhältnismäfsig schnell von statten ging. Von Ende August 1849 bis zum Spätsommer 1850 hatten wir eine sehr grofse Verkaufsumme zustande gebracht, vieles gegen bares, klingendes Hartgeld, während für das, was auf Zeit verkauft wurde, die Käufer Akzepte geben mufsten, in welchen sie sich verpflichteten, bei Verfall die Zahlung „in effektiver, klingender Münze zu leisten, mit Ausschlufs allen und jeden Surrogates oder Papiergeldes, sowohl des bestehenden, als des allenfalls gesetzlich oder mit Zwangskurs einzuführenden". — Wer Waren haben wollte, konnte sich dieser in Wechselform abzugebenden Verpflichtung nicht entziehen; und was die Hauptsache und zugleich das rühmlichste für den italienischen Handelstand ist, diese Ausstände, nebst allen andern von früherher, sind pünktlich eingegangen.

Bedenkt man, was Italien und ganz besonders Venedig in den Jahren 1848 und 49 durch die gewaltsamen Umwälzungen erlitten, die an Blut und Geld so furchtbar viel verschlungen und allen Handel völlig totgelegt hatten, und deren Nachwehen noch lange nicht vorüber waren, so mufs man staunen vor der Unermefslichkeit der Hilfsquellen dieses von der Natur gesegneten Landes und nicht minder vor der Ehrenhaftigkeit seines Handelstandes. Hätte dieser sich hin und wieder den eingegangenen Verpflichtungen entziehen wollen, wie leicht würde es ihm geworden sein, Verluste nachzuweisen, die ja die allermeisten tatsächlich betroffen hatten und Zahlungsunfähigkeiten gerechtfertigt haben würden.

Nichts von alledem ist geschehen und wenn irgendwo, so ist bei dem italienischen Handelstande nach 1848/49 das Wort „*l' Italia farà da sè*" zur Wahrheit geworden. Ich glaube keiner andern Nation zu nahe zu treten, wenn ich als gewifs annehme, dafs unter gleichen Umständen kein Handelstand der Welt es dem italienischen zuvor und vielleicht nur wenige ihm gleich getan haben würden. Wie von allen guten Dingen mufs ich leider auch hiervon die Hauptstädte Neapel und Rom ausschliefsen lassen, aber dies hat seine letzten Ursachen in ganz anderm als dem Volk.

Bis Ende August 1850 waren unsere Geschäfte so weit geordnet, dafs ich die völlige Abwicklung meinem treuen Partner überlassen und mit Frau und Kindern die Übersiedlung in die deutsche Heimat bewerkstelligen konnte.

Anhang.

Venedig, von der Wiedereroberung durch Östreich bis zur Vereinigung mit Italien.

(Aus dem Schlufskapitel der sehr sorgfältig beurkundeten „*Storia di Venezia*“ von Giuseppe Cappelletti, *Venezia* 1873, *Gennaro Favai, editore.*)

„Es ist begreiflich, dafs Erbitterung und Ingrimm von nun an Sieger und Besiegte erfüllen mufsten. Im Verborgenen bei diesen, den Opfern tyrannischer Bedrückung. In schrankenlosem Hochmut sich äufsernd bei jenen, die zu jeder Willkür und Gewalttat sich berechtigt glaubten. Dies war der Zustand Venedigs während der 10 Jahre bis zum Ausbruch des neuen Krieges zwischen Östreich und Piemont. Ein Jahrzehnt der Unrast und des Kummers. Ganze Familien, nicht länger imstande, das fremde Joch zu ertragen, gingen aufser Landes. Bis auf 48000 stieg die Zahl der besitzenden lombardisch-venezianischen Auswanderer. Und trotz steter Gefahr der Einziehung ihrer Güter, nahm die Zahl derer nicht ab, die der Heimat trauernd den Rücken kehrten. Überallhin spannen die geheimen *Comitati* ihre Fäden der Flucht und der Auflehnung und vergebens bemühte sich die östreichische Polizei, ihnen auf die Spur zu kommen. Zahllos, endlos häuften sich die Prozesse. Einkerkerungen, Verschickungen, Erschiefsungen

und Galgen waren die Waffen der Bedrücker, die Tag für Tag Unrecht und Gewalt auf die zornbebende aber wehrlose Bevölkerung häuften.

In dieser schweren Zeit waren die Hoffnungen Venedigs und Italiens nach Frankreich gerichtet. Und Frankreich kam zur Hilfe. Victor Emanuel II, der würdige Erbe, wie des Thrones, so auch der Tapferkeit und des Edelsinnes seines Vaters — dem Franzosenkaiser durch die Heirat der Prinzessin Clotilde von Savoyen mit dem Prinzen Napoleon verwandt geworden — schloſs mit Frankreich ein Bündnis zur Vertreibung des gemeinsamen Feindes. Venedig grüſste von ferne, in vaterländischer Begeisterung, die Siege, die mit raschen Schritten die verbündeten Heere von der Sesia an den Mincio führten. Mit offenen Armen und zitternden Herzen sahen die Venezianer der Ankunft ihrer groſsmütigen Befreier entgegen, und wähnten, sie durch inbrünstige Wünsche und Gebete beschleunigen zu können. Aber ein Präliminarfriede, den die beiden Kaiser am 11. Juli 1859 unterzeichneten, zerstörte jählings ihr Hoffen und überlieſs sie abermals jener Knechtschaft, in die sie durch die Schmach von Campo-Formio gestürzt worden waren.

Und dennoch hatte die Vorsehung Venedig nicht verlassen. Die Zwistigkeiten zwischen Deutschland und Dänemark; die Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes; die Nebenbuhlerschaft Östreichs und Preuſsens um die Vorherrschaft in Deutschland — wurden die Grundbestandteile eines zwischen Preuſsen und Italien geschlossenen Angriffs- und Verteidigungs-Bündnisses. Und schon darum, weil Preuſsen im Jahre 1864 Dänemark im Namen des deutschen Nationalitäts-

prinzips bekriegt hatte, war es nur gerecht, den gleichen Grundsatz auch für Italien anzuerkennen, um die Unabhängigkeit der Halbinsel zu fördern und zu vollenden.

Die wunderbare Schnelligkeit der preufsischen Kriegführung besiegelte am 3. Juli 1866 die Niederlagen von Östreichs Heer, das zu seinem schweren Nachteil durch das Italo-Preufsische Bündnis gezwungen war, östlich des Mincio zahlreiche Besatzungen zur Verteidigung des berühmten Festungsvierecks zu halten. Frankreich legte sich wiederum ins Mittel und erwirkte zwischen Italien, Preufsen und Östreich einen Waffenstillstand mit der Hauptbedingung des gänzlichen Ausschlusses Östreichs aus dem deutschen Bunde und aus Italien. Nach langen Verhandlungen erfolgte am 3. Oktober 1866 die Unterzeichnung des Friedensvertrags. Die telegraphische Benachrichtigung gelangte noch am gleichen Tage, im folgenden würdigen Wortlaut, aus Florenz, der derzeitigen Hauptstadt Italiens, an die Stadtvertretung von Venedig:

„Der Friede ist in Wien unterzeichnet worden. Die Regierung des Königs grüfst das Italien wiedergegebene, in seinen langjährigen Hoffnungen erhörte Venedig, Machtzuwachs und Zierde der Nation."

Namenverzeichnis.

